

Schweigen oder Sprechen – Wie wir mit Geschichte umgehen

*Annegret Schüle, Solveig Negelen,
Manuel Leppert, Peter Wurschi (Hg.)*



*Annegret Schüle, Solveig Negelen,
Manuel Leppert, Peter Wurschi (Hg.)*

Schweigen oder Sprechen –
Wie wir mit Geschichte umgehen

Dokumentation der Veranstaltungsreihen „Das große Schweigen
und seine Folgen“ (2013) und „Über das Sprechen. Welche Worte
(ge-)braucht der Mensch?“ (2014)

*„Wer die Sprache liebt, weiß,
dass sie das menschlichste am Menschen ist
und dass sie darum auch der
schrecklichste Ausdruck seiner Unmenschlichkeit
werden kann: Worte töten, Worte heilen.“*

(Heinrich Böll)

Impressum

Bildnachweis: Alle Bildrechte liegen, sofern nicht ausdrücklich etwas anderes angegeben ist, bei den entsprechenden Herausgeber-Institutionen. | Bildnachweis bei Meier (S. 10) | Christian Meier (ullstein bild – CARO/Paulus Ponizak) | Bildnachweis bei Peter Radtke (S. 64) | Peter Radtke (www.peter-radtke.de)

Quellenachweis S. 5: Epitaph für Walter Widmer. In: Heinrich Böll. Heimat und keine. Schriften und Reden 1964–1968, dtv – München, S. 157–158.

Stiftung Ettersberg: Jenaer Straße 4 | 99425 Weimar | Tel.: 03643 4975-0 | Fax: 03643 4975-22 | weimar@stiftung-etttersberg.de | www.stiftung-etttersberg.de

Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz: Sorbenweg 7 | 99099 Erfurt | Tel.: 0361 655-1681 | Fax: 0361 655-7152 | topfundsoehne@erfurt.de | www.topfundsoehne.de

Heinrich-Böll-Stiftung e. V.: Schumannstraße 8 | 10117 Berlin | Tel.: 030 285 34-0 | Fax: 030 285 34-109 | info@boell.de | www.boell.de

Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen e. V.: Trommsdorffstraße 5 | 99084 Erfurt | Tel.: 0361 555 32-57 | Fax: 0361 555 32-53 | info@boell-thueringen.de | www.boell-thueringen.de

Herausgeber/Redaktion: Annegret Schüle, Solveig Negelen, Manuel Leppert, Peter Wurschi

Lektorat: Susanne Haldrich | www.textei.com

Druck: Buch- und Kunstdruckerei Kessler GmbH Weimar

Erscheinungsjahr: 2015

Bestellhinweis: Die Publikation kann über die beteiligten Institutionen bezogen werden.

Die hier veröffentlichten Artikel spiegeln die Meinung der jeweiligen Autoren wider. Diese stimmen nicht notwendigerweise mit den Ansichten der Herausgeber überein. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für alle Geschlechter.

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	8
<i>Christian Meier</i> Vergessen ist heilsam: Vier Thesen zu einer Kultur des Erinnerns.....	10
<i>Sabine Bode</i> Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen.....	16
<i>Ines Geipel</i> Das Gedächtnis der Angst – Vom Schweigen in der Diktatur	30
<i>Alexander Thumfart</i> Schweigen/Verschweigen.....	44
<i>Podiumsdiskussion mit Annette Leo und Toralf Staud</i> Das große Schweigen und seine Folgen.....	50
<i>Annegret Schüle</i> Sprechen über Auschwitz. Bemerkungen zu Sprache und Verantwortung	58
<i>Peter Radtke</i> Sprache ist Denken – Über den gedankenlosen Umgang mit Sprache	64
<i>Matthias Rogg</i> „Lingua bellica?“ – Überlegungen zum Wechselverhältnis von militärischer und ziviler Sprache	72
<i>Ulla Fix</i> Offizielle und widerständige Sprache in der DDR	82
<i>Ingo Petz</i> Belarus – Sprache als Selbstbehauptung und Identität	92
<i>Iryna Herasimovich</i> Ein Text, den ich in meinem Heimatland nur im Falle meiner Ausreise veröffentlichen würde	102
Autoren, Referenten und Herausgeber.....	108
Veranstalter.....	112

*Annegret Schüle, Solveig Negelen,
Manuel Leppert, Peter Wurschi*

Vorwort der Herausgeber

Es ist nicht selbstverständlich, dass sich drei historisch-politische Bildungseinrichtungen wie die Stiftung Ettersberg, die Heinrich-Böll-Stiftung und der Erinnerungsort Topf & Söhne zusammenschließen und inhaltlich ein gemeinsames Konzept entwickeln und umsetzen. Umso erfreulicher war diese sehr fruchtbare Zusammenarbeit, die es uns ermöglichte, Großthemen wie „Das Schweigen“ und „Das Sprechen“ unter sehr unterschiedlichen und sich gleichzeitig produktiv ergänzenden Aspekten zu beleuchten. Gemeinsam haben wir 2013 die Veranstaltungsreihe „Das große Schweigen und seine Folgen“ verwirklicht. Aus der Geschichte wissen wir einerseits, dass Vergangenes, gerade wenn es mit einschneidenden Erinnerungen verbunden ist, nicht immer ein Darüber-Sprechen auslöst. Ausgesprochenes kann für den Sprechenden wie Zuhörenden schmerzhaft sein. So ist (Ver-)Schweigen Teil unserer Geschichte und Kultur geworden.

Noch heute sind immer wieder die Forderungen nach einem „Schlussstrich“ zu hören, wenn die nationalsozialistischen Verbrechen thematisiert werden. Andererseits: Je länger der Zweite Weltkrieg zurückliegt, umso mehr beschäftigt er die Deutschen. Nicht wenigen Angehörigen der Kriegskindergeneration wird erst im Alter bewusst, in welchem Ausmaß der Krieg, die Vertreibung und die Massenverbrechen in deutschem Namen in ihrem Leben Spuren hinterlassen haben. In unserer ersten Veranstaltungsreihe gingen wir der Frage nach, welche Dimension das Schweigen nach dem Zweiten Weltkrieg hatte und was dies für die (ost-)deutsche Nachkriegsgesellschaft bedeutete. Inwieweit zogen die Herrschenden in der DDR ihre Legitimation aus dem Sprechen über die Zeit des Nationalsozialismus, und wie haben sie darüber gesprochen? Wurde in den beiden deutschen Staaten nach 1945 anders geschwiegen?

Mit dem Schweigen der Generation der Nachkriegskinder setzt sich beispielhaft Sabine Bode in ihrem Text auseinander, während Ines Geipel ausführlich die Mechanismen von frei gewähltem oder verordnetem Schweigen behandelt. Alexander Thumfart, Annette Leo und Toralf Staud unternehmen einen Versuch der „Folgenabschätzung“ des Schweigens. Dem gegenüber

stehen Christian Meiers Bedenken, Erinnerung sei kein Schutz. Besser sei, das Gedenkwesen von zu hohen Erwartungen zu entlasten.

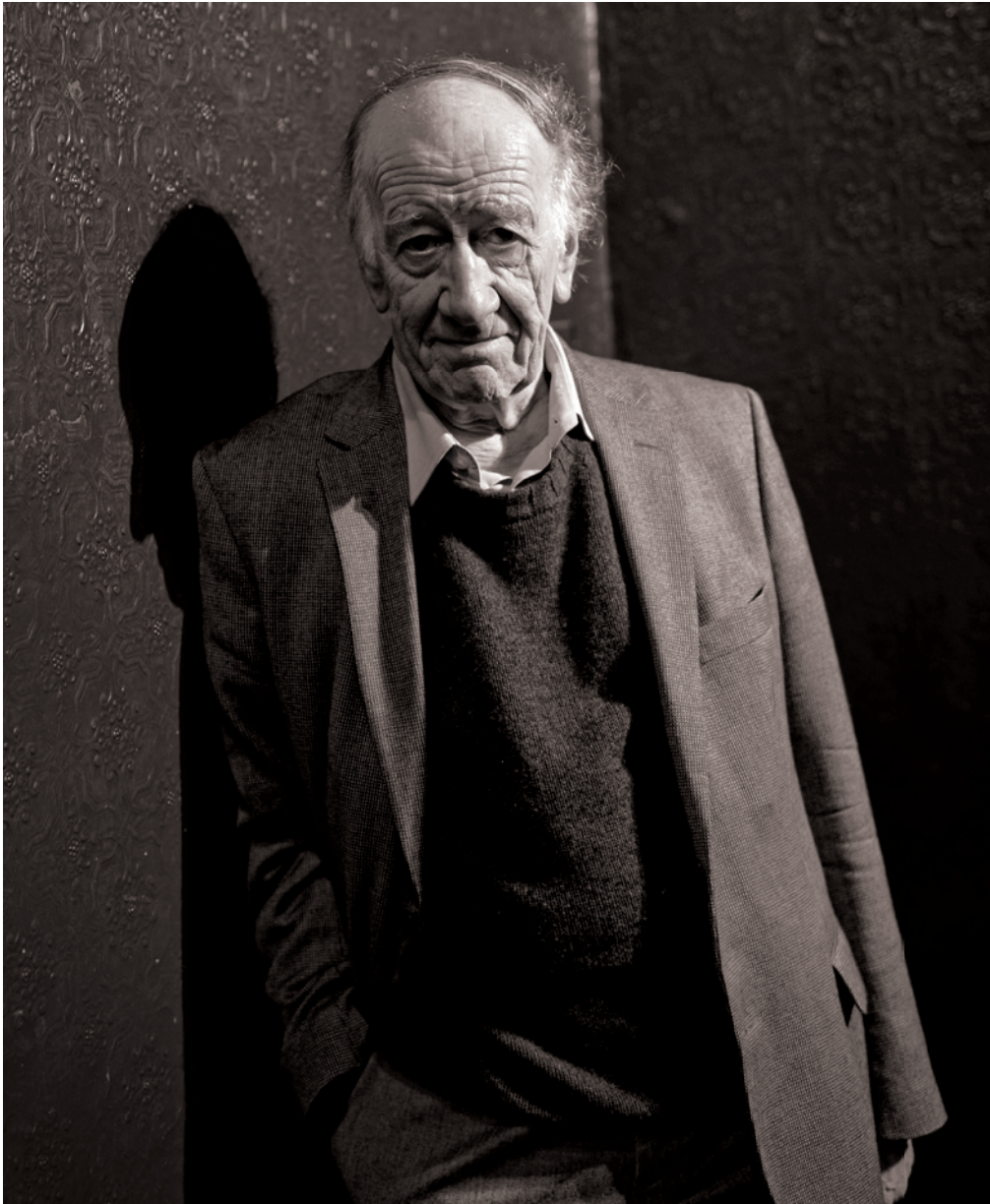
Es war uns schnell klar, dass es eine Fortsetzung unserer Veranstaltungsreihe geben muss. Denn die naheliegende Antwort auf das Schweigen ist das Sprechen. „Welche Worte (ge-)braucht der Mensch?“ Das war unser Thema 2014. Natürlich kann Sprache befreien, aber sie kann auch zerstören. Und die Politik gebraucht sie oft, um ganz eigene Interessen durchzusetzen. Den Zusammenhang von Sprache und Verantwortung beleuchten aus ganz unterschiedlichen Perspektiven Annegret Schüle und Peter Radtke. Schüle widmet sich in ihrem Beitrag der einerseits verletzenden und andererseits heilenden Funktion von Sprache. Radtke analysiert aus eigenem Erleben, wie Menschen durch die Wahl ihrer Worte andere diskriminieren. Wie Militär und Krieg unbewusst in Formulierungen der Alltagssprache Einzug gehalten haben, erläutert Matthias Rogg in seinen Ausführungen.

Über Sprache und Selbstbehauptung in Diktaturen geben die Beiträge von Ulla Fix, Ingo Petz und Iryna Herasimovich Aufschluss: Ulla Fix widmet sich dem widerständigen, sich Freiräume schaffenden Sprechen vor dem Hintergrund des offiziellen Sprachgebrauchs in der SED-Diktatur. Dass der Gebrauch von Sprache beziehungsweise die Sprache an sich auch heute noch zum Politikum in einem autoritären Regime werden kann, ist Gegenstand der Beiträge von Petz und Herasimovich zur Republik Belarus (Weißrussland) – ein aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwundenes Land im Herzen Europas, das von den Medien auch als „letzte Diktatur Europas“ bezeichnet wird.

Anders als in manchen Teilen des heutigen Osteuropas, wo kritische Stimmen oft zum Schweigen verdammt sind, fanden während der Friedlichen Revolution 1989 viele Menschen in der DDR ihre Stimme wieder. In den Kirchen, auf den Demonstrationen und während der „Stadthallengespräche“ wurde miteinander gesprochen und gestritten – ein demokratischer Diskurs entstand. Danach setzte bei vielen wieder eine Zeit des Schweigens ein: Eltern, die über ihr Leben in der DDR schwiegen, Kinder, die das Nachfragen scheuten. Sprachlos betrachten sie gemeinsam die Auswirkungen der wiedervereinigten deutschen Gesellschaft. Diesen Kreislauf des (Ver-)Schweigens, Sprechenlernens und des erneuten Schweigens, sei es aus Angst oder Ohnmacht, wollen wir mit den Texten in diesem Band aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten, infrage stellen und durchbrechen. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Christian Meier

Vergessen ist heilsam:
Vier Thesen zu einer Kultur des Erinnerns



Christian Meier

Man beobachtet in der Weltgeschichte, dass normalerweise nach Krieg, Bürgerkrieg, Revolution oder Sturz von Diktaturen für das Gros der Beteiligten, manchmal auch für alle, Vergessen beschlossen oder angeordnet wird. Das kann bedeuten, dass eine Strafverfolgung durch einmalige Gegner unterbleibt oder sogar ein Verbot erlassen wird, die Untaten überhaupt zu erwähnen: Es soll endlich und ungestört Frieden sein! Die Opfer und ihre Hinterbliebenen müssen dann ein zweites Opfer bringen – und auf Rache, also Strafverfolgung verzichten. Bei der Frage „Gerechtigkeit oder Frieden?“ erhält der Frieden – schwierig wie er ist – den Vorzug.

Das galt bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts durchweg, danach weithin, selbst nach 1945, selbst noch nach 1989; in mustergültiger Form in Südafrika nach dem Ende der Apartheid und in Lateinamerika, etwa nach dem Ende der Diktaturen in Chile oder Argentinien. Und doch hat sich seit dem Ende des Ersten Weltkrieges etwas verändert, besonders aber nach dem Zweiten Weltkrieg; zunächst nur in Hinsicht auf die Kriegsverbrechen, dann zunehmend und vornehmlich wegen des Genozids an den Juden.

Diese Problematik steht heute in Deutschland ganz im Vordergrund. Sie ist neu. Es geht nicht länger um das Vergessen zwischen zwei Kriegs- oder Bürgerkriegsparteien oder zwischen den früher Herrschenden, die sich viel Unrecht haben zuschulden kommen lassen, und denen, die sie dann stürzten. Vielmehr geht es jetzt um den einseitigen Mord der einen an, mit ihnen gar nicht verfeindeten, anderen; eine groß angelegte Mordaktion, für die ein ganzes Volk – wenn auch zu sehr unterschiedlichen Teilen – verantwortlich zu machen ist.

Über die Lebenszeit hinaus

Angesichts der Dimensionen dieses Verbrechens verknüpft sich damit die Erkenntnis und Forderung, dass nicht vergessen werden darf, und zwar auf Dauer, also weit über die Lebenszeit derer, die daran beteiligt waren, hinaus.

Nicht zuletzt deswegen ist heute der Anspruch, Verbrechen in Krieg und Bürgerkrieg oder unter Diktaturen und vergleichbaren Regimen zu bestrafen, relativ verbreitet, obgleich er auch weiterhin unterlaufen wird. Umgekehrt stellt sich in Hinblick auf die Versäumnisse bei der Auseinandersetzung mit dem Holocaust die Frage, ob daraus gleich der Schluss hätte gezogen werden müssen, mit dem DDR-Unrecht jetzt ganz konsequent zu verfahren.

Vor diesem Hintergrund möchte ich die erste These formulieren:

1. Erinnerung ist nicht unbedingt heilsam und hilfreich, wenn auch gelegentlich unabweisbar. Vergessen ist nicht unbedingt verwerflich.

Für Deutschland nach 1945 würde ich in Bezug auf all das, was heute diskutiert zu werden pflegt, drei Thesen hinzufügen.

2. These: Es ist zwar aus verschiedenen Gründen bedauerlich, war aber sehr heilsam, ja wahrscheinlich unvermeidlich, dass nach den ersten Nachkriegsprozessen vor den alliierten Gerichten eine Schonfrist eintrat. Die deutschen Verbrechen waren in ihrem Ausmaß und ihrer Eigenart weltgeschichtlich so beispiellos, dass die Gesellschaft sich ihnen erst mit zeitlichem Abstand stellen konnte. Diese zweite Phase der Auseinandersetzung begann mit dem Ulmer Einsatzgruppen-Prozess von 1958. Der Anteil der 68er daran wird im Allgemeinen überschätzt.

3. These: Es wird zumeist weit unterschätzt und ist aus heutiger Sicht kaum mehr vorstellbar, welche Widerstände und vor allem welche Schwierigkeiten lange Zeit einer „Aufarbeitung“ der Vergangenheit entgegenstanden. So bestand von Anfang an ein verbreitetes, etwa an Buchauflagen offenes ablesbares Interesse am SS-Staat. Aber wie weit man nicht nur über den Inhalt dieser Bücher, etwa das „Tagebuch der Anne Frank“, sondern auch über die Konsequenzen, die sich daraus ergaben, nachdenken, sprechen und diskutieren konnte, ist damit nicht gesagt: Was ergab sich daraus für einen selbst, die eigenen Verwandten und Bekannten, die ganze Nation?

Erinnerung ist kein Schutz

Doch selbst wenn man sich über das Geschehene, den Mord an den europäischen Juden, völlig einig war, konnte man sich – etwa beim Historikerstreit – immer noch fast bis aufs Messer bekämpfen, wenn es darum ging, die Frage zu klären, ob dieser Mord nun „einzigartig“ gewesen ist. Da hieß es, man beschmutze das eigene Nest und den Deutschen fehle es am aufrechten Gang. Erst in den 1990er Jahren schlug das Pendel auf die Gegenseite, und es stellte sich überraschenderweise heraus, dass das deutsche Gedenkwesen, das sich mittlerweile herausgebildet hatte, das Ansehen des Landes eher mehrte!

4. These: Es ist eine durchaus offene Frage, welche weiteren Effekte sich aus der deutschen NS-Vergangenheit und aus deren Nachwirkungen ergaben und ergeben.

Verschiedene gängige Annahmen halte ich für falsch: Dass die Erinnerung an schlimme Vergangenheit vor Wiederholung schützt, ist keineswegs gesagt; dass sie für die Entstehung und das Gedeihen von Demokratie nützlich sei, ist sehr unwahrscheinlich – Spanien nach 1973, Polen nach 1989 und wohl auch Südafrika nach 1993 sprechen für das Gegenteil. Die einigermaßen gesicherte Demokratie war vielmehr die Voraussetzung dafür, dass die Erinnerung an Auschwitz in der Öffentlichkeit arbeiten konnte.

Dass die Erinnerung uns Erlösung bringe, wie uns am 8. Mai 1985 aus höchstem Mund versichert worden ist, ist schlichtweg Unsinn. Wer kann denn – auch 70 Jahre nach Kriegsende – sagen, er sei mit der Erinnerung an Auschwitz fertig? Man tut besser daran, das Gedenkwesen von manchen daran geknüpften Erwartungen zu entlasten. Dazu gehört übrigens auch, den gängigen Ausdruck der Erinnerungskultur als einen viel zu hoch greifenden, hochtrabenden Ausdruck zu vermeiden.

Wichtiger scheint mir auszuloten, was sich aus der NS-Vergangenheit, aus diesem ungeheuerlichen Zivilisationszusammenbruch namens Auschwitz ergeben hat: Trotz manchen Auftrumpfens ist zunächst eine große Unsicherheit eingetreten, zudem eine nachhaltige Ablehnung von Krieg und ein gebrochenes Verhältnis zum Militär, ein überwiegend kritisches Verhältnis zur eigenen Geschichte und zur eigenen Nation, wozu übrigens auch die hilflosen Diskussionen über unsere nationale Identität gehören.

Überforderung durch Eurokrise

Das kann man verschieden beurteilen. Nach meiner Ansicht war das unvermeidbar und – trotz aller Einschränkungen, die sich daraus im Prozess der Neuintegration nach 1989 ergeben – in vielerlei Hinsicht von Vorteil. Wir haben ein rational-distanziertes Verhältnis zu unserer Vergangenheit gewonnen. Auf den ungeheuerlichen Bruch hin, vielleicht auch angesichts der mit der Zeit immer deutlicher sich abzeichnenden Ausmaße dieses Bruchs, hat sich in der BRD eine nicht zu verachtende moderne demokratische Kultur aufgebaut – bei allen Mängeln, die sie auch ausweist.

Wenn sie in Zeiten der Eurokrise überfordert zu sein scheint, so ergibt sich das teilweise aus einer späten Kriegsfolge: Gemeint ist die Notwendigkeit, nach der Spaltung des Landes den französischen Präsidenten François Mitterrand für die Wiedervereinigung zu gewinnen, also die Einführung des Euro, die ich – zumal in Hinblick auf das Zusammenwachsen Europas – für die größte, vielleicht die einzig wirklich große Fehlentscheidung nach dem Zweiten Weltkrieg halte.

Damit stellen sich nicht nur riesige wirtschaftliche, sondern auch politische Probleme. Denn es werden von der politischen Klasse eine Menge Folgerungen für die künftige Gestalt Europas gezogen und möglichst auch festgeklopft. Darin scheint mir die bedeutendste politische Problematik unserer Tage zu bestehen. Und was tun wir? Wir verhalten uns wie die Lämmer.

Der Obrigkeitsstaat scheint fröhlich Urständ zu feiern. Wir reden kaum darüber, was aus uns werden soll, machen die Sache nicht zum Gegenstand politischer Parteiungen. Dass man mit guten Gründen und aus bester europäischer Gesinnung heraus auch ganz andere Vorstellungen über die europäische Zukunft und den Weg dorthin haben kann, wird nicht einmal ignoriert.

Ist die Demokratie also doch nicht so gut gegründet, wie es scheint? Macht uns gar das Gedenkwesen als die geheime Rason der Berliner Republik wehrlos? Oder sind wir zu sehr mit anderem beschäftigt?

Sabine Bode

Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen



Sabine Bode im Erinnerungsort Topf & Söhne, 24.09.2013

Seit Mitte der 1990er Jahre beschäftige ich mich als Journalistin mit den heutigen Auswirkungen von NS-Zeit, Krieg und Vertreibung. Angesichts des Leids der Kinder in Bosnien begann ich mich zu fragen: Wie geht es eigentlich den *deutschen* Kriegskindern heute? Wie haben sie Kriegs- und Elendserfahrungen verkräftet? Niemand wusste darauf eine Antwort. Es gab eine Zeit, es war Ende der 1990er Jahre, da kannte ich noch genau fünf weitere Menschen, mit denen ich mich über diese Thematik austauschen konnte. Sonst interessierte sich niemand dafür. An Kriegserinnerungen war noch heranzukommen, aber die Fragen nach den *Kriegsfolgen* wurden so gut wie nie beantwortet. Überwiegend bezogen sich die Antworten auf die Fassungslosigkeit über den Holocaust, wie sehr dies ihr ganzes Leben belastet habe.

Als mein Buch „Die vergessene Generation“ mit dem Untertitel „Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen“ 2004 erschien, existierte folglich noch kein öffentliches Bewusstsein zur Thematik „Kriegskinder“ und keine nennenswerte Forschung. Das ist jetzt anders. Studien kommen zu ähnlichen Ergebnissen: Acht bis zehn Prozent der Menschen, die als Kinder Krieg und Vertreibung erlebten, sind heute – im Alter – psychisch krank. Sie leiden an einer posttraumatischen Belastungsstörung. Im Gegensatz dazu Vergleichszahlen der Schweiz: Hier sind in den Jahrgängen der Rentner und Ruheständler nur 0,7 Prozent betroffen.

Darüber hinaus gibt es noch weitere 25 Prozent älterer Deutsche, bei denen sich die Spätfolgen zwar weniger gravierend, aber immer noch deutlich zeigen. Sie sind, wie es der Traumaforscher Michael Ermann von der Universität München formulierte, „in ihrer psychosozialen Lebensqualität eingeschränkt“. Was das bedeutet? Zum Beispiel: Angst vor Veränderungen – das heißt also, sich verändernde Lebensumstände setzen sie enorm unter Stress, wie sich in den Jahrgängen von 1930–1945 nach dem Mauerfall in diesem Teil Deutschlands zeigte. Auch ein Schwarz-Weiß-Denken gehört zu den Auffälligkeiten, dazu ein extrem hohes Bedürfnis nach materieller Sicherheit sowie unterkühlte, wenig emotionale Beziehungen.

Man kann also sagen: Ein Drittel jener Menschen, die ihre Kindheit oder Jugend im Krieg verbrachten, ist noch heute von den Spätfolgen belastet. Die Forschung hat herausgefunden, dass bei Menschen, die sich nicht von ihren Traumata erholt haben, der Cortisolspiegel verändert ist: daher ihre Anfälligkeit für Stress. Luftangriffe, Tiefflieger, der Verlust von Angehörigen, Vaterlosigkeit, Vertreibung und Hunger – dies alles kann körperliche und seelische Auswirkungen haben.

Gerade in der Altersgruppe derer, die in den 1940er Jahren geboren wurden und sich daher kaum oder gar nicht an den Krieg erinnern können, werden

heute die stärksten Beeinträchtigungen sichtbar. Sie äußern sich als psychosomatische Beschwerden, vor allem als immer wiederkehrende Depressionen, auch als Angst und Panikattacken. Traumatisierte können über Jahrzehnte symptomfrei sein; die Verdrängung ist dann gelungen, vor allem auch deshalb, weil sie sich erfolgreich durch ihre Arbeit ablenken konnten. Aber bei zutiefst verunsichernden Lebensumbrüchen, wenn man beispielsweise seinen Ehepartner oder dauerhaft seine Arbeit verliert oder wenn schwere Krankheit einen Menschen völlig hilflos macht, können die Traumata aus der Kindheit reaktiviert werden. Die Symptome gehen häufig nicht mit Kriegsträumen oder Kriegserinnerungen einher. Es wäre gut, wenn sich dies in der älteren Generation herumspräche, denn die frühen Traumata können der Grund zum Beispiel für eine Altersdepression oder eine Alterssucht sein.

Nun ist mir in den vergangenen 15 Jahren aufgefallen, dass sich bei älteren Deutschen, die früher ganz anders geredet hatten, antisemitische Äußerungen häufen. Darüber sprach ich mit Micha Brumlik in Frankfurt. Ich besuchte ihn, weil er in einer Veröffentlichung Deutschland eine traumatisierte Kultur nannte. Das fand ich bei einem Holocaustforscher jüdischer Herkunft ungewöhnlich. Dessen ungeachtet ist Brumliks Position unmissverständlich: Das Grauen, das die Vernichtungslager auch später noch in den Seelen der überlebenden Opfer verbreiteten, war weit schwerer zu ertragen als das Nachwirken von Kriegsgewalt, Bomben, Flucht und Hunger.

„Gleichwohl ist es wichtig, dass die Deutschen auch ihre eigenen Verletzungen wahrnehmen“, sagte Brumlik, „denn solange dies unterbleibt, können sie nicht wirklich Empathie, sprich einführendes Verständnis für andere Opfer entwickeln.“ Dabei hatte er vor allem jene Jahrgänge im Blick, die sich im Ruhestand befinden. Das verblüffte mich, war ich doch gerade in der Generation der Kriegskinder auf eine ungewöhnlich starke, manchmal fast übermäßige Bereitschaft gestoßen, sich mit den Naziverbrechen und dem Leid der Holocaustüberlebenden zu befassen. Und ihnen ausgerechnet sollte es an Mitgefühl mangeln? Ja, das sei möglich, sagte Brumlik, wobei er allerdings hinzufügte: „Ich glaube, es hat diese Generation, sofern sie politisch bewusst war, ihre ganze psychische Kraft gekostet, diesen moralischen Blick gegen die zum Teil verbrecherische Elterngeneration aufzubieten, und diese Kraft konnte wahrscheinlich nur dadurch mobilisiert werden, dass das eigene Leiden verdrängt worden ist.“ Wenn aber die Haltung „Nie wieder Auschwitz“ ausschließlich einer moralischen Position entspringt, dann folgt daraus, wie Brumlik sich ausdrückte, eine moralische Verpflichtung den Opfern gegenüber, jedoch kein Einfühlen in ihr Leid. Und diese Pflicht mag gerade vielen Älteren in Deutschland über die Jahrzehnte zu einer Last geworden sein, die sie nun gern loswerden würden. Als Beispiel nannte

Brumlik den Schriftsteller Martin Walser, der sich im Alter zunehmend antisemitisch geäußert habe.¹

Wer meine Bücher kennt, weiß: Ich sammle Geschichten. Ich lasse jeweils ein Dutzend Menschen oder mehr zu Wort kommen. Auf diese Weise entsteht so etwas wie Gemeinschaft. Um die Folgen von Katastrophen, die kollektiv verursacht wurden, aufzuspüren, brauchen wir Gemeinschaft. Im Austausch von persönlichen Erfahrungen werden trotz sehr unterschiedlicher Erlebnisse kollektive Muster sichtbar. Das bestätigte auch ein Kriegskind, eine ältere Frau, Barbara W., 73 Jahre, vater- und kinderlos, die mir aus Griechenland schrieb. Ich erfuhr, eine Touristin habe mein Buch dagelassen, das sie daraufhin wieder und wieder gelesen habe. Nun habe sie zum ersten Mal über Worte verfügt für das, was ihr in der Kindheit widerfuhr und was ihr ganzes Leben belastete. Das habe sie mir schreiben wollen. Hier ist ihr Brief – die Bilanz einer Kriegskindheit, knapp und schnörkellos.

„Drei gesunde glückliche Kinder waren wir, – geboren 1934, 1938, und ich die Jüngste 1939 – in Oberschlesien, bevor wir uns im so kalten Januar 1945 auf die Flucht begaben. Der Vater, kurz zuvor noch eben eingezogen, wir haben ihn nicht wieder gesehen – ich kenne ihn nicht. Es geht eine Weile ganz gut, man funktioniert, natürlich gehorcht man der noch so jungen hilfsbedürftigen Mutter, Witwe und ohne Bezüge. In der Schule immer die besten Noten, immer sauber und ordentlich bis dann spätestens um die Pubertät herum entweder alles zusammenbricht oder sich extreme Auswirkungen zeigen, um die sich niemand gekümmert hat, kümmern konnte. Mein Bruder Stotterer – meine Schwester biss sich die Fingernägel ab bis fast nichts mehr vom Nagel zu sehen war, ich war Bett-nässer, voller Angsträume, Schlafstörungen und Depressionen.

Aber man funktioniert weiter, das musste man, das gehörte sich so, um nur ja der Mutter keine Sorgen zu machen. Dann liefen die ganzen Fragen um unsere Berufswahlen schief – na klar – und für mich begannen während eines Zeitraums von 23 Jahren lange, 5malige Psychiatrieaufenthalte mit schweren Depressionen. Die lange Ausbildung (stets als Jahrgangsbeste) blieb unabgeschlossen, und berufslos habe ich dann unter der Diagnose Vegetative Dystonie mit Librium und Adumbran meine jüngeren Jahre verbracht. Ich hielt mich mit Jobs über Wasser – immer mit der Sehnsucht nach dem Alter, wo es mir besser zu sein schien.

So war es dann auch, dank einer winzigen Frührente seit ich 49 Jahre alt bin und dem kleinen Erbe aus dem Lastenausgleich konnte ich mir hier ein letztes, geliebtes zu Hause schaffen – das war 1981, als Griechenland noch billig war. Ich lebe – wohl mit Depressionen – aber doch wie in

einem Paradies, das ich immer noch wie ein großes Wunder täglich dankbar erfahre. Zwar sehr allein, denn der Rest der Familie ist auseinander gebrochen (auch das eine Kriegsfolge). Beide Geschwister geschieden – ich hab's ja gar nicht erst probiert.

Nun verbleiben noch ein paar wenige Jahre mit großem Garten, mit Hühnern und Esel, mit Töpferstübchen zwischen den Blumen, mit dem Meer und einer grandiosen Landschaft.“

Bei den Kriegskindern handelt es sich – wenn wir die Spuren lang anhaltender Kriegsfolgen heute erfassen wollen – um die Schlüsselgeneration. Es gab eine Zeit in Deutschland, die erst vor wenigen Jahren zu Ende ging, als die Angehörigen der Kriegskinderjahrgänge keineswegs der Meinung waren, sie hätten als Generation ein bemerkenswertes gemeinsames Schicksal. Immer dieselben Aussagen: „Die Eltern, ja, die hatten Schlimmes hinter sich! Aber wir doch nicht. Wir waren Kinder. Das war für uns normal, das haben wir doch alle erlebt.“

Nun, so empfinden es Kinder. Diese gefühlte „Normalität“ blieb im Erwachsenenalter über viele Jahrzehnte bestimmend. Das wirklich Neue am Thema Kriegskinder sind nicht die Schrecken des Krieges. Es ist ja bekannt, dass Kinder, Alte und Kranke am stärksten unter kollektiver Gewalt leiden. Das Neue ist: Hier handelt es sich um eine große Gruppe von Menschen, die in der Kindheit verheerende Erfahrungen machte, aber über Jahrzehnte in der Mehrzahl eben nicht das Gefühl hatte, etwas besonders Schlimmes erlebt zu haben. Es fehlte ihnen der emotionale Zugang zu diesen Erfahrungen und damit auch der Zugang zu ihren wichtigsten Prägungen.

In der DDR war die Vertriebenenerfahrung als öffentliches gesellschaftliches Thema verboten. Die Umsiedler mussten sich anpassen und schweigen. Und im Westen? Es gab den Bund der Vertriebenen, Westdeutschland kann eine umfangreiche Vertriebenenliteratur vorweisen. Doch über die Kinder steht dort kaum etwas. 14 Millionen Deutsche waren nach Kriegsende ohne Heimat. Warum ist so gut wie nie von den Flüchtlingskindern die Rede?

Häufig drücken sich die Spätfolgen des Krieges und der NS-Zeit in etwas sonderbaren Verhaltensweisen aus – in Vermeidungsstrategien, gespeist aus der Angst vor Veränderungen. Daraus ergibt sich unter anderem ein schlechter Kontakt zur Welt der Jüngeren. Fast alle *Kinder* der Kriegskinder, die in meinem Buch „Kriegsenkel“ zu Wort kommen, berichten von einem Mangel an Wärme ihrer Herkunftsfamilien. Der immer wiederkehrende Satz dazu lautet: „Ich kann meine Eltern emotional nicht erreichen“. Dieser Satz ist für fast alle Mütter oder Väter unverständlich. Hatten sie nicht alles für ihre Kin-

der getan? War es je einer Generation besser ergangen als jenen Kindern, die in den 1960er und 1970er Jahren geboren wurde? Viele Kriegskinder sind der Ansicht, dass die Generation ihrer Kinder längst nicht so tüchtig und durchsetzungsfähig ist wie ihre eigene. Sie verstehen nicht, wenn bei den Jüngeren von Lebensängsten die Rede ist, von Depressionen als Kriegsfolgen. Diese Kriegskinder vermuten eher – und sie schreiben mir das auch –, es sei ihren Kindern „zu gut“ gegangen. Aber kann das sein? Kann es Menschen zu gut gehen?

Nachdem mein Buch über die Kriegskinder 2004 erschienen war, meldeten sich bei mir relativ schnell auch die *Kinder* der Kriegskinder, die sich heute „Kriegsenkel“ nennen. Zunächst konnte ich ihre Klagen, beispielsweise dass sie ihre Eltern emotional nicht erreichen können, nicht nachvollziehen. Schließlich überzeugten sie mich und so entstand mein Buch „Kriegsenkel“, das 2009 veröffentlicht wurde. Ich möchte noch etwas vorausschicken zur Arbeit an diesem Buch. Angesichts der Komplexität von Familienidentitäten rechnete ich mir wenig Erfolg aus bei meiner Suche nach Ost-Kriegsenkeln, denen es gelungen war, die Fäden von NS- und Kriegsgeschichte und die der DDR zu entwirren und entsprechende Spuren im eigenen Familiensystem zu benennen. Ich führte ein halbes Dutzend Interviews, um der Frage nachzugehen, was als Kriegsfolge an die nächste Generation weitergegeben wurde. Aber die Familiengeschichten, die dabei sichtbar wurden, trugen zur Klärung meiner Fragestellung wenig bei. Manchmal zeigte sich, dass ich zu wenig über die DDR-Hintergründe wusste und daher Fehleinschätzungen traf. Wie auch immer: Ich bewegte mich fast ausschließlich im Spekulativen und kam zu keinem Ergebnis, das ich guten Gewissens als seriös hätte einstufen können. Das Leserecho zeigt gleichwohl, dass sich auch ostdeutsche Kriegsenkel in diesen Westbiografien wiedergefunden haben.

Die Kinder der Kriegskinder berichteten von relativ normalen Familienverhältnissen. Doch auffallend oft sagten sie über sich selbst, dass ihnen der feste Boden unter den Füßen fehle. Dabei waren sie als Friedenskinder in der vermeintlich besten aller Zeiten aufgewachsen. Zumindest in Westdeutschland hatte es ihnen an nichts gefehlt. Oder doch? Es war für die meisten ein völlig neuer Gedanke, sich vorzustellen, ihr verunsichertes Lebensgefühl könnte von Eltern stammen, die sich nicht von ihren Kriegserlebnissen erholt hatten. War es möglich, dass eine Zeit, die nun schon über 60 Jahre zurücklag, so stark in ihr Leben als Nachgeborene hineinwirkte? Und wenn ja, warum wussten sie nichts davon?

Die in meinem Buch „Kriegsenkel“ vorgestellten Biografien erzählen überwiegend von Menschen, die in den 1960er Jahren geboren wurden und

denen es erst relativ spät in ihrem Leben gelang, sich von ihren Eltern abzunabeln, und von solchen, die noch heute darum kämpfen, sich *nicht* von Mutter oder Vater steuern zu lassen. Nicht wenige beschrieben das Gefühl, dass sie ihre ganze Kraft ihren Eltern geben müssten und dass sie dieses Gefühl bereits aus ihrer Kindheit kennen.

In den meisten Herkunftsfamilien hatten keine Dramen stattgefunden. Stattdessen war die Rede von „Nebel“ und von „Unlebendigkeit“. Ein 45-jähriger Sohn bezeichnete das Klima in seinem Elternhaus als eine „stillstehende graue Sauce“. Viele Kriegsenkel berichteten von einem verunsicherten Lebensgefühl, von unauflösbaren Ängsten und Blockaden. Hatte man sich bis dahin als Generation ohne Eigenschaften gesehen, verblüffte und erleichterte die Kinder der Kriegskinder der Gedanke, offenbar doch generationspezifische Probleme zu haben. Manche Kriegsenkel fühlten sich von den Schreckensgeschichten geradezu überschüttet, die meisten aber hörten nur Andeutungen. Die Kriegsenkel berichteten davon, wie stark Mutter und Vater – Angehörige der 1930er und 1940er Jahrgänge – durch die Vertreibung aus der Heimat und den Neubeginn in einer größtenteils feindseligen Umgebung Zeit ihres Lebens belastet blieben. Ich erfuhr von einem extremen Misstrauen, und dass die ehemaligen Flüchtlingskinder nicht aufhörten, sich über die Zukunft existenzielle Sorgen zu machen, auch dann, wenn sie ein gutes Auskommen hatten und gegen jedes Missgeschick versichert waren.

Ich möchte eine Frau vorstellen, die ich Monika Eichberg* genannt habe. Es ist die Geschichte über den Nachhall der unheilvollen deutschen Vergangenheit über drei Generationen. Ich lernte Monika Eichberg zufällig bei einem Traditionsfest der Bergleute im Ruhrgebiet kennen. Mir gegenüber saß eine rundliche Frau in den 40ern. Das rotbraun gefärbte Haar und der freche Franschnitt standen ihr gut. Sie war die auffälligste Person am Tisch. Mit ihrem erkennbar teuren, hellgrünen Blazer hob sie sich optisch deutlich von den anderen Frauen des Ruhrgebiets ab. Dennoch gehörte sie dazu, denn sie duzte jeden links und rechts und quer über den Tisch. Mir, der Ortsfremden, erklärte sie, dieses Fest sei vor etlichen Jahren mit der Eröffnung des Museums, das früher eine Grube war, entstanden, seitdem komme man jedes Jahr im Mai zusammen. Ihr Vater habe hier als einfacher Bergmann gearbeitet. „Die Grube ist ein Teil meiner Heimat. Die schwarzen Männer hatten für mich als Kind immer etwas Vertrauenswürdiges.“ Sie war stolz auf ihre Herkunft.

Monika Eichberg redete gern und offen heraus. Ich erfuhr, sie wohne inzwischen in Düsseldorf, aber das Fest sei ihr wichtig, sie komme jedes Jahr, genau wie ihre Eltern. Aber diesmal sei ihre Mutter in grässlicher Stimmung, also habe sie sich weggesetzt. „Wenn ich sie treffe, sehe ich schon an ihren

Mundwinkeln, wenn es Stress geben wird. Heute bin ich doch lieber an einen anderen Tisch gegangen.“ Es stellte sich heraus, dass Monika Eichberg drei Kinder hat und dass sie von ihrer Familie getrennt lebt. Viele Jahre habe sie gebraucht, um sich dazu durchzuringen. Wie nicht anders zu erwarten, habe die Mutter nicht aufgehört, der Tochter deshalb Vorwürfe zu machen und sie zu drängen, zu ihrer Familie zurückzukehren. Sie betonte mir gegenüber, ihren Mann zu verlassen, um ihr eigenes Leben zu führen, sei der beste Entschluss ihres Lebens gewesen. Dann fielen einige Sätze, die mich im ersten Moment überraschten. „Er ist zwanzig Jahre älter als ich – ein typisches Kriegskind, wenn Sie wissen, was ich meine.“

Acht Wochen später trafen wir uns in ihrer Düsseldorfer Wohnung. Mir fiel sofort auf, wie stark sie abgenommen hatte, was sie vergnügt bestätigte. „Ich hab mich verliebt. Endlich! Jetzt geht's bergab mit den Pfunden.“ Im Laufe des Gesprächs wurde deutlich: Monika Eichberg war auch in ihrem früheren Leben eine resolute Frau, die mit Umsicht und Sparsamkeit ihre Familie managte. Aber in wesentlichen Punkten, die ihre eigenen Interessen betrafen, fehlte es ihr an Durchsetzungskraft. Ihr Mann – genauso wie ihre Mutter – schien stets besser zu wissen als sie selbst, was gut für sie war.

„Dagegen kam ich nicht an. Ich dachte immer, ich bin verkehrt. Ich hatte Angst verrückt zu werden, denn ich stand mit meinen Ansichten und Wünschen völlig allein da. Das kenne ich schon seit meiner Kindheit und Jugend.“

Zum Beispiel habe sie nach der Schule die höhere Handelsschule besuchen wollen – mit dem Traumziel Chefsekretärin. Doch ihre Mutter, die damals als ungelernte Verkäuferin in einer Metzgerei arbeitete, habe davon nichts wissen wollen. Der Friseur nebenan suchte ein Lehrling, und sie hatte ihm schon zugesagt, die Tochter zu schicken. Monika gehorchte.

Ihre Eltern, Klara und Wolf Kasza*, sind beide Flüchtlingskinder, der Vater kam aus Polen, die Mutter aus Ostpreußen. Darüber gesprochen habe Klara Kasza, geboren 1940, als erwachsene Frau nur noch in Andeutungen. Tochter Monika hatte die wenigen Sätze ihrer Mutter noch genau im Ohr – sie klangen wie Vorwürfe:

„Du weißt gar nicht, wie gut du es hast. Du weißt gar nicht, wie schlimm das damals alles war – auch die Ankunft in Westdeutschland, wo uns keiner haben wollte ...“

Klara Kaszas Haltung sei gewesen: So schlecht, wie es ihr selbst ergangen war, konnte es ihren drei Kindern gar nicht gehen. Einmal habe Monika nach einem Sturz beim Rollschuhlaufen große Schmerzen im Arm gehabt.

Die Mutter meinte, es sei nichts Auffälliges zu sehen. „Aber mein Arm tut so weh!“ „Ach was, stell dich nicht so an!“ Abends ging der Vater mit dem Kind ins Krankenhaus – der Arm war gebrochen. Monika ergänzte: „Mutter hat uns auch mit hohem Fieber in die Schule geschickt. Das gab's nicht, dass man im Bett liegen blieb.“

Klara Kasza habe immer gewusst, was richtig und was falsch war – bis heute. „Mutter hatte einen unglaublichen Einfluss auf mich“, sagte ihre Tochter und nahm einen Schluck Kaffee:

„Sehen Sie hier die weiße Tasse. Wenn Mutter nur mit genügend Nachdruck dabei blieb: Diese Tasse ist schwarz! – dann glaubte ich am Ende auch, dass die Tasse schwarz sei.“

Erst seit einigen Jahren, fuhr sie fort, habe sie gelernt, sich besser von ihr abzugrenzen. Allerdings:

„Niemand kann mich so verletzen wie sie. Bis heute ist das so. Darum bin ich ihr gegenüber immer auf der Hut. Wenn ich sie besuche, gucke ich, wie die Stimmung ist. Wenn ich merke, die Zeichen stehen auf Unwetter, lasse ich innerlich die Rollos runter und verabschiede mich schnell wieder.“

Zu ihrem Vater dagegen habe sie ein entspanntes Verhältnis.

„Es existieren schöne Fotos von Vater und mir, als ich noch klein war. Seine Augen glänzen, meine Augen glänzen. Solche Fotos gibt es von mir und meiner Mutter nicht. Vater war sehr lustig. Er hat gern Leute um sich gehabt, er hat gern gefeiert.“

Monika verlor ihren fröhlichen Vater, als sie elf Jahre alt war. Er starb nicht, er ging auch nicht fort. Er baute ein Haus. Er tat es, weil seine Frau es sich sehnlichst wünschte. „Ich verstehe sie heute auch“, sagte Monika Eichberg. „Es war wirklich furchtbar eng. Wir drei Kinder mussten uns ein Zimmer teilen, und Oma kam auch noch jeden Tag.“ Doch mit der Schuldenlast des Eigenheims habe Wolf Kasza die Lebensfreude verlassen. Mit 50 Jahren häuften sich bei ihm depressive Verstimmungen, die in den vergangenen Jahren noch erheblich zugenommen haben. Dennoch, versicherte seine Tochter, sei er weiterhin im Vergleich zur Mutter der Optimistische, und sie verdanke ihm viel. „Er hat mir als Kind vermittelt, dass man Freude am Leben haben soll und dass man sich nicht unterkriegen lassen darf.“ Mutters Botschaft dagegen lautete:

„Bloß nicht auffallen. Bloß keine Veränderung. Bloß nichts riskieren. Bloß nicht sich wehren. Andere sind immer stärker. Man kann ja doch nichts machen!“

Nie wieder kehrte Klara Kasza nach Ostpreußen zurück. Als Verwandte erzählten, ihnen hätte ihre Reise in die alte Heimat gutgetan, habe Monikas Mutter nichts davon hören wollen. Niemals, sagte sie, werde sie dorthin fahren und sich den Erinnerungen an so viel Schreckliches ausliefern. Ihre Tochter, die sich in den vergangenen Jahren viel mit dem Thema Trauma auseinandergesetzt hat, stellt sich vor, dass die Mutter als kleines Kind in Ostpreußen mit viel Gewalt konfrontiert wurde, dass sie erlebte, wie Frauen von Rotarmisten vergewaltigt wurden.

„Denn Mutter hat bis heute keine Worte für ‚das Schreckliche‘ gefunden. Sie misstraut Männern grundsätzlich. Zu leiden ist für sie etwas völlig Normales. Sie vermeidet jede Veränderung in ihrem Leben.“

Monika Eichberg, 1961 geboren, heiratete mit Anfang 20 den um 20 Jahre älteren Diplomingenieur Manfred Eichberg*. Die Friseurin war jung und dachte, sie hätte das große Los gezogen: ein liebevoller, fürsorglicher Mann, Akademiker zudem. „Manfred konnte ich vertrauen. Ein erfahrener Mann. Ich war schrecklich verliebt.“

Ein Jahr nach der Hochzeit wurde ihr erster Sohn geboren. Da war sie 22 Jahre alt. Ihr wurde ein Bündel in den Arm gedrückt, und sie habe darauf gewartet, dass ihr warm ums Herz werde. Aber sie habe keine Mutterliebe empfunden. „Mein Mann dagegen war völlig high! So glücklich hatte ich ihn noch nie erlebt.“ Sie habe damals gedacht: Vielleicht bin ich einfach zu jung, vielleicht kommt die Mutterliebe von selbst, wenn der Kleine und ich uns erst einmal aneinander gewöhnt haben. Es sei aber nichts passiert.

„Ich bekam noch zwei weitere Kinder. Mit ihnen war es ein wenig besser, würde ich sagen. Ich habe alles für meine Kinder getan, aber ich habe keine wirklich tiefe Beziehung zu ihnen bekommen.“

Heute besteht für sie kein Zweifel: Ihre Muttergefühle seien deshalb so gedämpft gewesen, weil sie als Kind einer traumatisierten Mutter selbst auch nichts Besseres kennengelernt hatte. Eine Psychotherapie, die sie mit 35 Jahren begann, und die Lektüre von Fachliteratur halfen Monika Eichberg zu verstehen, in welchem Ausmaß unverarbeitete Kriegserlebnisse noch zwei Generationen später nachwirken können.

Besonders interessiert hätten sie in diesem Zusammenhang die frühkindlichen Bedürfnisse, wie sie in der Entwicklungspsychologie beschrieben werden. Dabei stieß sie auf die Arbeit des Bindungsforschers Karl Heinz Brisch. Er schreibt:

„Eine Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung zwischen Eltern und Kind ist die Verarbeitung von elterlichen Traumatisierungen aus der eigenen Kindheitsgeschichte.“²

Eltern, die sich von schweren seelischen Verletzungen nicht erholt haben, seien, so Brisch, in der Regel nicht in der Lage, auf ihren Säugling emotional offen zu reagieren. Aber genau das brauche ein Kind für den Aufbau eines sicheren Bindungsmusters – eine der Grundlagen seiner psychischen Stabilität. Emotionale Offenheit, was versteht man darunter? Die Münchner Kinderpsychiaterin Mechthild Papoušek zählt auf:

„Sich auf die Entwicklung und die Erfahrungswelt des eigenen Kindes einlassen; sich von seinen Signalen, Interessen, Vorlieben, Freuden und Kümernissen leiten lassen; sich dabei auf die eigenen intuitiven Kompetenzen verlassen; sich zu Spiel und Erfindungslust mit dem Baby verführen lassen; und bei all dem mit dem Baby sprechen.“³

Davon war Monika Eichberg als junge Mutter weit entfernt. Aber sie holte sich Hilfe und erfuhr: Menschen sind nicht nur intellektuell entwicklungs-fähig, sie können auch emotional erwachen und damit wachsen. Heute ist Monikas Mutterliebe voll aufgeblüht. Sie berichtete: „Wenn ich meine Kinder sehe, geht mir das Herz auf.“

Vor drei Jahren ist Monika Eichberg ausgezogen. Ihre Kinder blieben mit dem Vater im Haus wohnen. Lange Zeit hatte Monika gedacht, ihre Ehe sei noch zu retten, und so war es zu einer Serie von begleiteten Paargesprächen gekommen. Sie erzählte:

„Ich verstand, wovon mein Mann nichts wissen wollte, dass mein Mann ein Kriegskind war. Und ich begriff auch, dass ich mich von zwei Kriegskindern gängeln ließ – von meinem Mann und von meiner Mutter –, von zwei Traumatisierten, die selbst ein sehr eingeschränktes Leben führten, aber immer wussten, was gut für mich war.“

Manfred Eichberg überlebte als Vierjähriger im Sommer 1943 die verheerenden Luftangriffe auf Hamburg, die unter dem Begriff „Feuersturm“ in die Stadtgeschichte eingingen.

Als Monikas jüngstes Kind fünf Jahre alt war, überraschte sie ihren Mann mit dem Wunsch, sie wolle das Abitur nachholen. Drei Jahre lang war Monika Mutter, Hausfrau und Abendschülerin. Nach dem bestandenen Abitur begann sie ein Studium der Betriebswirtschaft. Ehemann und Mutter verstanden ihren Schritt nicht. Sie meinten, Monika könne doch, wenn sie sich langweile, wieder halbtags als Friseurin arbeiten.

Aber letztlich ließ sich Monika Eichberg nicht mehr beirren. Sie fand Unterstützung bei einer erfahrenen Psychotherapeutin. „Ich kam aus einem Milieu, in dem so etwas wie Therapie unbekannt ist“, erklärte sie mir.

„Dass ich dann doch über meinen Schatten gesprungen bin und mir Hilfe geholt habe, hatte aber nichts mit meinem Unabhängigkeitsdrang zu tun, sondern mit meiner zwölfjährigen Tochter. Eines Tages war mir aufgefallen: Ich behandle Julia genauso wie früher meine Mutter mich. Ich mache sie genauso mit Worten nieder! Wenn ich stark unter Stress stand, habe ich einfach kein gutes Haar mehr an Julia gelassen. Sie diente mir als Blitzableiter.“

Monika Eichbergs Geschichte ist auch die Geschichte ihrer Kinder. Da ist der Älteste, Oliver, inzwischen 25 Jahre alt. Wie seine Mutter es beschreibt, haben sie heute eine gute Beziehung, aber das ist eine relativ neue Entwicklung. „Früher kriegte ich keinen Draht zu ihm“, bekannte sie. Oliver sei als Kind und Jugendlicher sehr angepasst und zurückhaltend gewesen. Kurz vor seinem Abitur äußerte der Sohn Suizidgedanken, weil seine Freundin ihn verlassen hatte und nun mit einem seiner besten Freunde zusammen war. Dann kam der Tag, als er sich einschloss und seine Zimmereinrichtung kurz und klein schlug. Niemand schien ihn bremsen zu können. Sein Vater wollte ihn in die Psychiatrie einweisen lassen. Er hatte schon den Telefonhörer in der Hand – da griff Monika ein. Es folgte ein langes, zähes Hin- und Her-verhandeln durch eine verschlossene Tür: Schließlich glaubte Oliver seiner Mutter, dass es Hilfe für ihn gäbe.

Monika Eichberg fand einen Psychotherapeuten, der Oliver nach kurzer Zeit aus seiner Krise hinausführte. „Und ich saß derweil bei meiner Therapeu-tin“, erzählte die Mutter, „denn ich wollte begreifen, was mit meinem Sohn und mir schief gelaufen war.“ Das Drama mit ihrem Ältesten ereignete sich während einer Zeit, als sie immer wieder mit dem Gedanken spielte, ihren Mann zu verlassen, aber glaubte, sie dürfe es ihren Kindern nicht antun. Sie entschied damals, noch sieben Jahre bis zum Abitur des Jüngsten zu warten.

Ihre Beziehung zu Marcus, erklärte sie, sei immer schon eine besondere gewesen. Er, das Sorgenkind der Familie, habe von Anfang an eine labile Gesundheit gehabt. Mit fünf Jahren wurde bei ihm eine Wachstumsstörung

diagnostiziert. Als Jugendlicher schien Marcus mit 1,60 Meter das Äußerste erreicht zu haben; er behielt die Gestalt eines Kindes.

Zu diesem Zeitpunkt habe Monika bemerkt: Sie konnte das stumme Versprechen, das sie ihren Kindern gegeben hatte, nicht mehr einhalten. Inzwischen hatte sie als Diplomkauffrau eine gute Stelle in einem internationalen Konzern gefunden. Schnell stieg sie dort auf. Auch wurde sie in den Betriebsrat gewählt. Doch gesundheitlich ging es ihr immer schlechter; Rückenbeschwerden, Migräne und eine Gebärmutterentzündung, die chronisch zu werden drohte. Monika Eichberg erzählte: „Eines Tages war mir klar, ich muss gehen! Sonst werde ich wie meine Mutter.“ Wie nicht anders zu erwarten, habe diese ihr die Hölle heiß gemacht. „Allerdings sehe ich auch“, sagte Monika,

„wie fassungslos sie vor meinem Entschluss stand und dass sie sich furchtbare Sorgen machte. Ich kann meine Mutter heute in ihrem ganzen Elend erfassen. Da blutet mir manchmal das Herz. Ich sehe das ganze eingeschränkte Leben in ihrem Gesicht. Mehr konnte sie daraus nicht machen.“

Nachdem Monika Eichberg ausgezogen war, erlebte Marcus, der Jüngste, einen Entwicklungsschub. Innerhalb eines Jahres wuchs er 20 Zentimeter.

Monika Eichbergs äußerlicher Befreiungsprozess ging Hand in Hand mit einem persönlichen Entwicklungsprozess und der schloss das Wachsen einer starken weiblichen Identität mit ein. Die erlebe sie nun im Zusammensein mit ihrem neuen Freund.

„Wie soll ich das erklären? Vielleicht so: Wenn man die ganze Zeit nur trocken Brot bekommt und nicht weiß, dass es Kuchen und Torte gibt, dann hält man trocken Brot für gutes Essen. – Meine Güte!“

unterbrach sie sich lachend. „Das ist ja schon wieder so ein Bild von Krieg und Not! Es steckt doch alles tiefer, als man glaubt.“

Es wird wohl kaum eine Familie geben ohne Spuren, die aus der Kriegsvorgangenenheit und der NS-Zeit stammen. Je weiter diese Jahre des Unheils zurückliegen, um so mehr beschäftigen die Deutschen sich damit. Wir haben unsere Vergangenheit aufgearbeitet, allerdings nur akademisch, wir haben sie den Historikern und Publizisten überlassen. Vor einigen Jahren begann die Phase der emotionalen Aufarbeitung – und wo sollte diese beginnen, wenn nicht in der eigenen Familie?

Mit * gekennzeichnete Namen sind Pseudonyme.

¹ Sabine Bode: Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart 2004, S. 277.

² Karl Heinz Brisch: Eltern-Säuglings-Therapie. Von der Prävention zur Beratung und Therapie. In: Karl Heinz Brisch/Theodor Hellbrügge (Hg.): Der Säugling – Bindung, Neurobiologie und Gene. Stuttgart 2008, S. 318.

³ Mechthild Papoušek: Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Die Sprache des Säuglings im Entwicklungskontext der Zwiesprache mit den Eltern. In: Brisch (Hg.): Der Säugling, S. 333.

Ines Geipel

Das Gedächtnis der Angst –
vom Schweigen in der Diktatur



Ines Geipel in der Gedenkstätte Andreasstraße, 01.10.2013

I. Historisches

Seit 2009 gibt es ein Projekt der sogenannten Letztgeborenen der DDR oder auch der Einheitskinder, von jungen Ostdeutschen also, die zwischen 1975 und 1989 geboren wurden, die dezidiert und öffentlich nach dem Erfahrungsraum DDR fragen. Johannes Staemmler, einer der Initiatoren dieser vehementen Identitätssuche, schreibt in seinem 2011 erschienenen Beitrag „Wir, die stumme Generation Ost“:

„Uns verbindet am meisten, dass wir keine Ahnung haben, was die eine Hälfte unserer Herkunft, nämlich die DDR, mit uns zu tun hat. [...] Unsere Eltern verkriechen sich heute in schablonenhaften Erinnerungen. Sie berichten wenig und meist nur das, was ihnen heute kein Unbehagen bereitet. Sie wollen ihre gerade neu errungene Identität nicht gefährden. So erzählen sie auch ihr Leben, lückenhaft und verträglich. Sie sprechen vom Kollektiv, in dem sie gearbeitet haben. Oder von Montagsdemonstrationen und organisierten Ferienreisen. Erinnerungen werden nur bruchstückhaft weitergegeben, verdrängt oder vielleicht sogar vergessen. Wir vermissen, dass sie mit uns einen differenzierten Blick auf eine Zeit werfen, die nicht widerspruchsfrei zu interpretieren ist – weder heute noch damals.“

Ein sehr lauter Ruf nach Verständigung, nach Klarheit, nach einem Gespräch zwischen den Generationen, um zu ermöglichen, mit der politischen und mentalen Biografie der DDR umzugehen, die offenkundig stumm gemacht hat. Die Jungen sagen, dass sie sich dem Schweigen stellen wollen. Aber worüber sprechen wir, wenn wir vom Schweigen sprechen? – im besten Fall vom mentalen Immunsystem einer Gesellschaft. Intaktes Schweigen regelt die Distanzbeziehungen zwischen Menschen, besteht auf Diskretum und Intimen, auf Respekt, Schutz und Rücksicht. Respekt setzt voraus, dass Abstand genommen werden kann, sich separiert werden kann. Respekt und Distanz sind konstitutiv für eine Öffentlichkeit mit politischem Maß. Wo beides abhandenkommt, verfällt sie. Totale Distanzlosigkeit führt ins Totalitäre. Es gibt also ein gutes, ja sogar notwendiges Schweigen nicht nur im Privaten, auch im Politischen. Es lässt eine Gesellschaft ein- und ausatmen.

Diktaturen setzen das intakte Immunsystem einer Gesellschaft gezielt außer Kraft und bilden Schweigegemeinschaften oder auch Schweigegesellschaften heraus: so auch in der DDR. „Das Auslöschung einer konkreten Wahrnehmung zugunsten einer Idee, in der man sich ansiedeln will“, schrieb Heiner Müller über die Seelenlähmung unter der kommunistischen Diktatur. Die große Sache, der einzige Sieg, sie waren legitimiert, indem die kleinen Schritte, der Einzelne, moralische Intensität und konkrete Erfahrung geopfert wurden. Der Philosoph Peter Sloterdijk spricht von „Opferholismus“, bei

der „sich das wesentliche Einzelne für das wesentliche Ganze freudig vernichten lassen soll“ – das Große und das Einzige. Wenn wir darüber sprechen, sprechen wir im Hinblick auf die DDR signifikant über die beiden Mordkatastrophen des 20. Jahrhunderts, den Nationalsozialismus und den Kommunismus und dabei über wenigstens zwei Epizentren der europäischen Ideologien- und Leidensgeschichte.

Erstes Kernschweigen

Einem Eid folgen, gehorchen bis in den Tod, so sind deutsche Väter und Söhne in die beiden Weltkriege gezogen. 2,5 Millionen kamen aus dem Ersten Weltkrieg nicht zurück, hinterließen 600.000 Witwen und fast eine Million Halbwaisen. Wer zurückkam, schwieg über die Flut seiner grauenvollen Erinnerungen. 25 Jahre später hatte sich die Schreckensbilanz beinahe verdoppelt: 4,7 Millionen Gefallene, eine Million Witwen und 2,5 Millionen Halbwaisen. Die Ungewissheit über den Verbleib der Männer, Söhne, Brüder belastete die Nachkriegsfamilien zutiefst. Doch jahrelanges Warten und Trauer waren das eine, die Heimkehr der physisch und psychisch Versehrten das andere. Sie wurden zur mentalen Leerstelle der neuen Gesellschaften in Ost und West: fassungslos, verwahrlost, traumatisiert, schweigend.

Auf den „Zivilisationsbruch“ durch den Nationalsozialismus folgte im Westen, wie der Historiker Gerd Koenen anmerkte, ein „Generationenbruch“, der als unausgetragener Konflikt fort dauerte. Die Nachgeborenen suchten die Auseinandersetzung mit den Eltern meist nicht direkt, sondern über politische Stellvertreter, als Extremfall im Terror der RAF oder in revolutionärer Ferne, im maoistischen China, in Kambodscha oder Palästina. Ein konkretes Bild darüber, was die Großväter, Väter oder Onkel im Krieg tatsächlich getan hatten, wurde von den Jungen großteils nicht eingeholt, ja verweigert. Zu schmerzhaft, zu schambesetzt hockte das Schuldmassiv Nationalsozialismus in den konkreten Familiengeschichten.

Im Osten Deutschlands formte sich aus dem Schuldvolumen der beiden Weltkriege ein nächstes, kompaktes Schweigesystem. Dieses Schweigesystem kommt aus einem Basisraum, der aktuell mit zahlreichen Büchern, zum Beispiel „Im roten Eis“ von Sonja Friedmann-Wolf, Sergej Lochthofens „Schwarzes Eis“ oder Eugen Ruges „In Zeiten abnehmenden Lichts“, erzählerisch aufgebrochen und intensiv diskutiert wird. Das erste Kernschweigen, nach dem sich die verschiedenen Schweigesysteme in der DDR in der Folge auszurichten hatten, handelt von deutschen Kommunisten, Stalins Terror und dem sowjetischen Gulag. Die *Komintern* schätzte die Zahl der Politemigranten in der Sowjetunion nach 1933 auf 40.000, davon waren 4.700 deutsche KPDler. Im April 1938 wurden 70 Prozent von ihnen im sowjetischen

Exil verhaftet. Das meint nur die registrierten Parteimitglieder. Wie die Forschung aufzeigt, gerieten viel mehr deutsche Kommunisten in die Fänge des NKWD. Die meisten der einfachen Parteimitglieder wurden nach Wochen und Monaten abgeschoben und an die Gestapo in Deutschland ausgeliefert. Für viele bedeutete das die Rettung. Die KPD-Parteiführung in Moskau jedoch wurde fast vollständig liquidiert. Stalin ließ mehr Genossen ermorden, die zwischen 1920 und 1933 dem obersten Gremium der KPD angehört hatten als Hitler: im Ganzen 104 der 142 Politbüro- und ZK-Mitglieder. Führende Kommunisten, die den Nationalsozialisten in die Hände fielen, hatten somit mehr Chancen zu überleben, als die, die sich ins Vaterland der Werktätigen retten konnten. 80 Prozent der im Großen Terror ermordeten Kommunisten waren darüber hinaus ausländischer Herkunft. Am Ende war die kommunistische Weltbewegung praktisch liquidiert.

Das Frappierende ist, dass diese wenigen Überlebenden zusammen mit den Kommunisten, die die KZs überlebt hatten, mit Kriegsende die politische Kerngruppe des neuen Staates DDR bildeten. 218 kamen zwischen 1945 und 1947 aus Moskau zurück. Sie waren ein eiserner Schweigeverbund. Nur drei Männer der Parteispitze hatten Moskau überlebt: Wilhelm Florin, Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht. Sie sangen die heroischen Loblieder auf die Sowjetunion und schwiegen ihr kommunistisches Eidschweigen: aus Verdrängung, aus Angst, der Karriere wegen oder aus Scham über den eigenen Verrat, ohne den die sowjetischen Jahre nicht zu überleben gewesen wären. Sie waren Menschen ohne Vergangenheit, verschworene Schweiger. Ihr Großtrauma wurde zum Politikfundament der DDR. Alle wussten sie voneinander. Sie wussten, wer, wann, wie unter welchen Bedingungen überlebt hatte und wen Stalin hatte ermorden lassen. Wie regiert es sich damit?

Zweites Kernschweigen

Ein ganz ähnliches Schweigegebot galt für die deutschen Kommunisten, die aus den KZs zurückkamen. Für ein emotionales Fundament des neuen Staates brauchte die Parteiführung nichts so sehr wie einen tragfähigen Heldenmythos – den vom deutschen Kommunisten als „Sieger der Geschichte“, und zwar als totales Opfer und moralischen Anwalt des endlich „besseren Deutschlands“. Für diese Idee wurde die hochambivalente Rolle der deutschen Kommunisten als Kapos in den Lagern auf gründliche Weise umgeschrieben. Fraglos waren die Kommunisten nach oft jahrelanger Verfolgung in den Lagern einer erbarmungslosen Extremsituation ausgesetzt gewesen. Es gelang ihnen allein, diese zu bestehen und in ihr zu überleben, indem sie sich eine komplexe Lagerhierarchie schufen. In der Parteisprache diskret benannt mit den Begriffen „Opfertausch“ und „Kaderschonung“, versteckte

sich hinter diesem Kontrollsystem der vielfache Mord an Mithäftlingen unter der Vorherrschaft der Lager-SS. Tausendfache Morde, legitimiert durch den Parteauftrag, die mit Gründung der DDR radikal kalkuliert zu jenem DDR-Antifaschismus wurden, der den Gründungsmythos und das zentrale Nationalnarrativ des neuen Staates ergeben sollte. In ihm wurde insbesondere auch das Schicksal von sechs Millionen ermordeten europäischen Juden nivelliert, das heißt gelöscht, was eine erhoffte Identitätsgeschichte DDR von vornherein ad absurdum führte und die Ostdeutschen mit ihrem verdrehten Erinnerungsnarrativ über die Zeit hin hypnotisierte.

Die Roten Kapos von Buchenwald, etwa 700 Kommunisten, zogen nach 1945 Ost wie West in die kommunalen Verwaltungen ein. Nicht wenige aus dem Lagerleitungskern machten in der DDR große Politkarriere: so etwa Walter Bartel, Büroleiter von Wilhelm Pieck, der stellvertretende thüringische Ministerpräsident Ernst Busse, Erich Reschke als Gefängnischef von Bautzen oder Helmut Thiemann alias Rolf Markert, von 1954 bis 1981 Geheimdienstchef von Sachsen, der zumindest bis 1989 für die von ihm begangenen Kapitalverbrechen noch hätte angeklagt werden müssen. Er starb erst 1995.

Schweigen-Palimpsest

Es waren diese beiden zentralen Schweigegeellschaften, die – symbolisch und real gesehen – das Großlager DDR bauten und es vom ersten Tag an um genau jene Achse gedächtnispolitischer Amnesie kreiseln ließen. Das war das Herz des Opferstaates DDR. In ihm schlug ein Gedächtnis der Angst. Doch auch ein falsches Herz schlägt. In dem Fall so stark, dass es Millionen Ostdeutsche über fast 40 Jahre hinweg in eine anhaltende Loyalität zum System DDR zwingen konnte. Wer sich mit dem Staat im Osten identifizierte, dem war ein reiner Opferstatus garantiert. Schuld? Gab es für hochbelastete Nazis. Sie wurden verurteilt. Kollektiv wurde die Schuld ausprojiziert. Wohin? In den Westen. Dieses Umbauprinzip war gleichzeitig das Angebot, der Deal für alle nominellen Nazis und Mitläuferchergen, die auf diese Weise entlastet wurden und zugleich angehalten waren, das „bessere Deutschland“ mit aufzubauen. Noch im August 1949 hatte das SED-Zentralkomitee die Amnestie von NSDAP-Mitgliedern beschlossen. Ein Großteil von ihnen wurde umgehend Mitglied der neuen Machtpartei.

Das Schweigen, das sich durch jene großpolitische Kulissenschieberei durch die gesamte DDR zog, wurde zum perpetuierenden Schweigen: Umdeuten, Nivellieren, Ausblenden, Vergessen. Es waren Angebote der neuen Macht. Sie wurden im Mehrheitsbewusstsein angenommen. Erzwungenes Schweigen und Wegschauen im politischen Raum, aber auch Schweigen in den Familien. Ein Schweigen, das dem Einzelnen erlaubte, dauerhaft gut – das

heißt ohne Schuld – zu sein. Was macht das im Inneren? Wie arbeitet sich das in eine Biografie, in ein Familiengefüge hinein? Was für eine Gesellschaft ergibt das? Was beispielsweise erfuhren die Kinder der Männer, die an die Ostfront eingezogen worden waren von dem, was ihre Väter in der Ferne gemacht hatten? Was hatten im Hinblick auf die Generation Mauer die Großväter in Riga, in Schirokoje oder Kamenez-Podolsk getan? Was erzählte etwa ein Onkel, wenn er nach dem Terror der frühen DDR-Jahre aus dem Zuchthaus Bautzen entlassen wurde? Wie lebte sich eine Familie in die DDR hinein, deren Sohn in den Anfangsjahren der DDR von den Sowjets verschleppt und in der Sowjetunion erschossen wurde? Wie ging es zu in belasteten Familien, mit der Pistole eines hauptamtlichen Stasimajors im Wäscheschrank oder den Mehrfachlegenden eines Westagenten aus der Hauptabteilung IV? Wie nicht Schweigen? Wie viel konkretes Sprechen hat seit 1989 in den ostdeutschen Familien realiter dazu stattgefunden, ja stattfinden können?

Neben den beiden politisch maßgebenden Schweigegeellschaften der Moskauer- und der KZ-Überlebenden und dem gelöschten Holocaust kamen in der DDR neue Schweigeräume hinzu. Von 1945 bis 1990 verließen 4,6 Millionen die sowjetische Besatzungszone und die DDR. Allein 75.000 Menschen wurden wegen Republikflucht verhaftet. Wer im Land blieb, lebte ab 1961 hinter Mauern. Die größte Gruppe, die dieses Schweigeverdikt traf, waren die über vier Millionen Vertriebenen. Im Jahr 1950 war das jeder vierte Ostdeutsche. Auch die Geschichte der 700.000 Sozialdemokraten, deren Partei 1946 zwangsvereint wurde, unterlag dem Tabu. SPDler, die sich der Politfinte widersetzen, wurden denunziert und ausnahmslos verfolgt. Zeugen Jehovas und Juden, die vor staatlichem Antisemitismus flohen, sahen sich fünf Jahre nach Kriegsende erneuten Zugriffen und politischen Drangsalierungen ausgesetzt. Und dort, wo das Neue, weil Bessere, des Arbeiter- und Bauernstaates Einzug halten sollte, in den Fabriken und auf dem Land? Trotz Verlockungen und Druck waren bis 1958 weniger als die Hälfte der 800.000 Einzelbauern genossenschaftlich geworden. Zwei Jahre später hatte man die restlichen 450.000 Gehöfte in die LPGs gepresst. Dem kollektiven Masterplan wurden komplette Familien und damit mindestens zwei Millionen Menschen ausgesetzt. Darüber hinaus überlebten 120.000 die NKWD-Speziallager, Zehntausende verschleppte man in die Sowjetunion, weit mehr als 200.000 politische Häftlinge saßen in ostdeutschen Zuchthäusern – dazu kamen die Jugendwerkhöfe, die Spezialheime. Aber wie lebten diese Vielen mit ihren Schrecken? Wie ihre Familien? Wie sollte nach solchen Erfahrungen ein unbelastetes Verhältnis zur DDR noch möglich sein?

Mit dem Mauerbau hatte sich die DDR vor aller Welt verschlossen und wurde einmal mehr ein leises Land, das vor allem eigene Referenzräume nach innen baute und sich vom Schweigen der frühen Terrorjahre abzukoppeln versuchte. Insofern stand die Mauer nicht nur vertikal, sie legte sich auch wie eine Betondecke quer über das ganze Land. Nach Krieg und Bunker Nächten, nach Flucht und Enteignung war es nur zu verständlich, dass das durchgeschüttelte Ostdeutschland um Normalität rang und sich nach einem vorhersehbaren Alltag sehnte. Die Mehrheit richtete sich ein. Die Sehnsüchte blieben. Natürlich gab es einen Alltag, wurden Kinder geboren, wurde geheiratet, geliebt, in den Urlaub gefahren, am Haus oder im Garten gewerkelt. Im gerade noch Zugelassenen war privates Glück nur umso intensiver, gelang unter den widrigsten Verhältnissen Erstaunliches, ja Enormes. Natürlich saß, trank, schlief, sprach, kurzum lebte man miteinander. Dennoch dürfte das Reden und Schweigen in der Familie eines Militärstaatsanwalts ein anderes gewesen sein als in einer Familie, in der die Mutter oder Tante aus dem Zuchthaus Hoheneck zurückgekehrt waren.

II. Intimschweigen

„Es kann niemandem entgangen sein, dass wir überall die Annahme einer Massenpsyche zugrunde legen, in welcher sich die seelischen Vorgänge vollziehen wie im Seelenleben eines einzelnen“,

sagt Sigmund Freud und zieht darin eine Parallele zu Carl Gustav Jungs „kollektivem Unbewussten“. Wie sich ein politisches Schweigesystem in ein persönliches Schweigen verlängert, hat ohne Frage mit der Angst zu tun, die im Inneren einer jeden Diktatur tickt. Dabei war die DDR-Angst ja keine Katz- und Maus-Spiel-Angst, keine Angst von Fall zu Fall. Sie hatte etwas Unfixierbares, das in der Lage war, ein ganzes Land zu durchsetzen. Es war eine Angst, die Zugriff und Regie führte, deren Grammatik das, was gelebt werden durfte und gelebt werden konnte, in eine andere Physis zwang. Das, was in ihrem System atmete, atmete mit ihr und durch sie. Was sprach und schwieg, kriegte es mit den Nerven zu tun.

Extreme isolieren, zuallererst von der Intensität des Lebens. Sie fordern Notgemeinschaften im Realen, aber auch im Denken und Fühlen. Unter Dauergefährdung bilden sich verschiedene Angstsymptomatiken heraus. Inkohärenzen des Sinns, der Zeit und des Raumes bedingen so eine Notgemeinschaft, die auch Ängste des eigenen Denkens vor dem, was es begreifen könnte, hervorruft. Sie macht halt vor der Logik des Sinns, der Gedanken, eines klaren Gefühls, sucht Schlupfwinkel, geht Umwege, tappt in Sackgassen, macht sich fremd, verbirgt, maskiert, verpuppt, verkapselt sich. Schweigen wird auf diese Weise zur Metapher für ein Gedächtnis der Angst.

Als Symbolgeschichte für dieses Intimschweigen stehen die Schicksale von Friedrich Puhlmann, Jahrgang 1931, und Charlotte Lehmann, Jahrgang 1921. Noch einmal die letzten Tage des Zweiten Weltkrieges, genauer der 29. April 1945 in Zieko, einem kleinen Ort zwischen Wittenberg und Dessau, unweit der Elbe. Die Apfelbäume blühen und auch der Flieder. Auf der Dorfstraße zieht ein Zug ausgehungerner KZ-Häftlinge vorbei, aus der anderen Richtung kommen eine Häftlingskolonne, Flüchtlinge, Verwundete, Evakuierte, Zwangsarbeiter, versprengte Soldaten und SS dazu. Vom Westen die Amerikaner, vom Osten die Sowjets, im Raum dazwischen das Chaos. Zieko ist übervoll. Allein 1.000 deutsche Soldaten, heißt es später, seien an diesem Tag im Dorf gewesen, in dem zu Friedenszeiten 250 Menschen lebten. In der Kirche die SS, in den Scheunen Zuchthäusler, beim Bauern Puhlmann eine Abteilung des deutschen Generalstabes und ein Sprengkommando für die Autobahnbrücken ringsum. Am Morgen des 29. April 1945 schickt die US-Armee den Dübener Bürgermeister als Parlamentär nach Zieko, doch die Generalstäbler lehnen die kampflose Übergabe des Dorfes ab. Daraufhin wird der Ort von Panzern beschossen, drei Scheunen brennen, eine Schafherde irrt über die Dorfstraße, Fuhrwerke rasen aus dem Ort, die Ziekoer verkriechen sich. Der Sonntag bekommt etwas Apokalyptisches.

Der noch 13-jährige Friedrich Puhlmann läuft zu Lotte. Charlotte Lehmann ist Jungbäuerin. Sie kommt von außerhalb und wohnt im Haus gegenüber. Beide wollen etwas tun, den Ort vor dem Untergang retten. Sie entscheiden sich, den Amerikanern mit einer weißen Fahne entgegenzulaufen. Das Bettlaken vor sich in die Höhe haltend, stapfen die beiden über die Wiesen hinterm Haus. Die Rettungsszene macht schnell die Runde. Sie werden denunziert. Ein SSler mit Maschinenpistole im Anschlag stürzt den jungen Befreier hinterher und eröffnet das Feuer. Friedrich Puhlmann und Charlotte Lehmann werden schwer verwundet. Sie sterben noch in der Nacht.

Für Zieko wird der Tod der beiden zum historischen Schlüsseldrama. Aber auch in den Familien bleibt mit dem 29. April 1945 die Zeit stehen. Als die US-Truppen den Ort am Morgen des 30. April schon nach Stunden wieder verlassen, treffen einen Tag später die Sowjets ein. Die Puhlmann-Schwestern verstecken sich aus Angst vor Vergewaltigungen auf dem Dachboden. Ihr Bruder wird am 1. Mai 1945 beerdigt. Sie sind nicht dabei. Nur der siebenjährige, jüngere Bruder. Wie hat er den sinnlosen Tod des Älteren erlebt? Die Tradition sieht vor, dass er nun zum Hoferben zu werden hat. Will er das? Das Bruder-Erbe, er nimmt es an, verkapselt es in sich, trägt es mit sich herum und schweigt es aus, weil es ausgeschwiegen werden muss.

Denn Friedrich Puhmann, der sein entschiedenes Herz mit dem Leben bezahlt hat, kann kein DDR-Held werden. Er wollte den Ort an die Amerikaner übergeben, und damit an Sieger, die im Grunde über Nacht zu neuen Feinden wurden. Sein Schicksal steht unter striktem Erinnerungsverbot. Ein Zuwider ist undenkbar. Zwar bleiben die beiden mit der weißen Fahne in Zieko 40 DDR-Jahre lang im Binnengedächtnis des Ortes, auch im Pfarrhaus hängen zwei Fotos, aber ein öffentliches Trauern oder Erinnern ist ausgeschlossen. Zivilen Widerstand gegen den Nationalsozialismus hat es keinen gegeben. Befreier sind allein die ruhmreichen Sowjetarmisten, sonst niemand. Daran hat man sich zu halten. Und man hält sich daran. Ein Umgang, der zur Folge hat, dass die beiden Retter zwar unter dem allgemeinen Opfer-Signum in das kommunikative Gedächtnis des Dorfes eingemeindet werden, aber die so klare wie mutige Entscheidung der zwei darin gänzlich gelöscht wird. Und auch die Tode bleiben ungeklärt. Denn was war tatsächlich am 29. April 1945 in Zieko geschehen? Wer hat denunziert? Wer ist der Mörder? Fragen, die sich die Folgegenerationen in den betroffenen Familien fast 70 Jahre später noch immer stellen und die unbeantwortet bleiben müssen. Es gibt niemanden mehr, der darüber Auskunft geben kann. Der Augenblick Null bleibt eine eingekapselte psychische Wunde.

Die Nichte von Friedrich Puhmann, Gerit K. Decke, Jahrgang 1968, berichtet von Bruchstücken und Auslassungen in der Familie. Es habe nie eine kontinuierliche Erzählung über den Tod des Onkels gegeben, berichtet sie. Wenn gesprochen wurde, dann verschämt verdruckt, unklar, auszugsweise. Sie sagt, dass der unerlöste Tod des Onkels der Familie den Weg in die nächste Diktatur gebahnt habe. Im Grunde sei es immer um dieselbe Angst gegangen: Wenn du dich aus dem Fenster hängst, bezahlst du es unter Umständen mit dem Leben. Eine Angst, die konform machen musste, die jedes Aufbegehren niederhielt, die das Leben aufs Funktionieren eichte und die den Vater früh in die LPG eintreten ließ. Eine Angst, die da war wie das Wetter.

Der Vater, der Jüngste der Puhmanns, wird Rinderzuchtmeister, staatlich geprüfter Landwirt und steht im Stall. Fürs Melken muss er nachts um halb drei aufstehen, Wochenende ist nicht, 17 Tage Urlaub im Jahr, Schichtbetrieb und ein Monatslohn von 200 DDR-Mark. Gearbeitet wird rund um die Uhr. Aber die Puhmanns sind auch eine Instanz im Dorf. Da geht man hin, wenn es Ärger im Stall gibt, wenn ein Storchennest her muss, wenn es ums Sterben geht, und der Vater als Vorsitzender des Gemeindegemeinderats Beistand leisten wird. Das ist Familie nach außen. Familie nach innen heißt auch eine Gemeinschaft, die das Trauma schützt und die Angst verriegelt. Die Nichte Gerit orientiert sich als Mädchen am Ungesagten. Sie umkreist den Tod des Onkels, über den nicht gesprochen werden darf, als hätte sie einen eigens

für sie gemachten Geigerzähler in der Hand. Der Augenblick Null – es ist ein Teil ihrer Identität, nur kennt sie die Geschichte noch nicht, die ihre eigene im Beschweigen bestimmt.

Schweigen in Schichten

Die Vergessenspolitik der zweiten deutschen Diktatur hat einen doppelten Bruch: Sie handelt zum einen von der „Unfähigkeit zu trauern“, zum anderen aber auch von der verhinderten Möglichkeit zu trauern. Aber was liegt unter diesem verordneten Machtschweigen? Was passiert im Einzelnen? Die Schweigeordnung einer Diktatur als ihr ungeschriebenes Gesetz hat etwas Unhintergebares und zugleich Hermetisches. Es ist ein Existenzial-Artefakt, mit tausenden Ein- und Ausgängen, verschiedenen Oberflächen, kolossal Widersprüchlichem, mit Nicht-Orten, also Unerzählbarem. Eine Gedächtnis-Verwirrung, die umso kompakter und undurchsichtiger wird, je länger eine Diktatur dauert. 40 Jahre sind viel Zeit. Ein mimetischer Bau, ein Labyrinth, das zugleich auf einer offenkundig unverrückbaren Hierarchie besteht.

Aber wie öffentlich über ein ideologisches und moralisches Intimschweigen sprechen, das unter dem verordneten Machtschweigen liegt? Versuchten wir es, ginge es um Selbstschuld und Scham, um Eigenanteile, Lanciertes und Selbstgesteuertes, um eine schuldlose Schuld, die jedoch zu einer erheblichen psychologischen Erbmasse nach der DDR geworden ist. Dann sprechen wir von einem Schweigen, das nicht offenbart wird, weil man sich einem zeitgenössischen Wertesystem gegenüber vollkommen schutzlos zur Verurteilung und Schmähung ausgeliefert sieht, sogar innerhalb der eigenen Familie. Dann sprechen wir von einem Schutzschweigen, das sich nicht abfordern lässt, vor allem deshalb nicht, weil das gesellschaftliche Klima nicht dafür da ist. Dann sprechen wir von einem Konflikt, der sich nicht nur vor den äußeren Wertesystemen versiegelt, sondern mit dem viel komplizierteren Konflikt des eigenen Totensystems kollidiert.

Erst mit dem Jahr 1989 wurde es möglich, dass Ostdeutsche, so sie wollten, die toxische Wirkung des Schweigens in der DDR in den Blick nehmen konnten. Sie stießen auf Risse, Kapseln und Depots ineinandergeschobener Traumata, auf ein Amalgam aus Schrecken, Gewalt und Verdrängung, das zu einer ganz eigenen Erzählung gebundener Transmissionsenergien verschiedener Generationen in der Geheimsprache des Unbewussten geworden war, die die Kinder und Kindeskinde zu stillen Containern von Geschichte gemacht hatte. Der Schriftsteller Imre Kertész schreibt über das essenziell Kompakte dieser Existenz und sein oft beunruhigendes Danach:

„Denn das ist die große Magie, wenn man so will, das Dämonische: dass die totalitaristische Geschichte unsere ganze Existenz fordert, uns aber, nachdem wir sie ihr restlos gegeben haben, im Stich lässt, einfach, weil sie sich anders, mit einer grundlegend anderen Logik fortsetzt. Und dann ist für uns nicht mehr begreiflich, dass wir auch die vorhergehende begriffen haben, das heißt, nicht die Geschichte ist uns unbegreiflich, sondern wir begreifen uns selbst nicht.“

Dabei geht es insbesondere um ein Schweigen, das politisch gemacht worden ist und nach 56 Jahren Diktaturerfahrung im Osten Deutschlands noch immer nicht aufgebrochen ist. Jedes Schweigen trägt sein Schweigen in sich, ein ausgeschlossenes Innen, das eine eigene Dramaturgie entwickelt, die die intimen Positionen untereinander in Bewegung setzt und in Bewegung hält, um zu isolieren, zu schützen, zu verbergen, zu bewahren. Aber stehen diese Tiefenablagen, dieses Schweigen in Schichten, nicht synonym für die Identitätsschwäche vieler DDR-Biografien? Ist das Nichtwahrnehmen und vor allem Alleinlassen in dieser Kollision vielfach verdrehten Schweigens nicht oft genug die Ursache für die inneren Abwesenheiten vieler?

III. Entschweigen

Der schwierige Prozess des Entschweigens. „Die Sprache verwirklicht, indem sie das Schweigen bricht, was das Schweigen gewollt und nicht erreicht hat“, sagt Merleau-Ponty und koppelt diesen Weg somit unmittelbar ans Wort. Aber wie steht es damit? Ist die Nachgesellschaft im Osten 25 Jahre nach dem Mauerfall ihr Schweigen losgeworden, sind die Hypotheken geklärt? Was ist mit all dem beschwiegene Leben, dem Nichtwahrgenommenen, Ausgebildeten, Ungehörten? Was mit der verleugneten DDR und ihrem Gegengedächtnis, das ins erneute Schweigen absinterte? Warum ist das so, dass zwischen der DDR als „Konsens-Diktatur“, als „sozialistischem Projekt“, als einer „durchherrschten Gesellschaft“ oder dem „Märchen DDR“ noch immer eine seltsame Konfusion besteht? Wieso gelingen uns keine Trennschärfen? Wieso hängt die Rezeption der DDR bis auf Weiteres so seltsam in der Luft?

Der Kulturwissenschaftler Jan Assmann hat mit seinem Buch „Das kulturelle Gedächtnis“ von 1992 erläutert, dass Erinnerung stets ein von Eliten betriebenes soziales Training sei, die Einigung auf einen Kanon. Damit geht es auch im Hinblick auf das Erbe der DDR klar um Deutungshoheiten. Unter diesem Aspekt gibt es wenigstens zwei Interessenslinien, die die aufdringliche Homöopathisierung der DDR-Geschichte im Auge haben und mal über bewusste Politik, mal durch mentales Apriori protegieren.

Da sind zum einen die alten Tätereliten im Osten, die sich aufgrund der fehlgeschlagenen juristischen Aufarbeitung der DDR gründlich reorganisieren und eine neue Klientel generieren konnten. Trotz Todesurteilen, trotz hunderten Grenztoten, trotz abertausenden politischen Häftlingen, trotz Willkür und Repression sind nach 40 Jahren DDR lediglich 23 Personen zu Haftstrafen zwischen drei und zehn Jahren verurteilt worden. Juristisch entlastet und damit unschuldig, konnte man sich für seine „Lebensleistung“ deftige Renten erstreiten, ruderte man nach dem Ende des Juristischen oftmals in die Strukturen zurück, hievte sich gegenseitig auf prima Posten und politische Stellen, ist in dubiosen Verbänden organisiert und auffällig gut vernetzt in einem mittlerweile unbegrenzten „Operationsgebiet“ unterwegs. Darüber hinaus beanspruchen die Alteliten Aufnahme in die Geschichte. Man will Deutschland Ehre eingefahren haben und drängelt: Ein Platz an der historischen Sonne, das wär's, das müsste doch drin sein, um die eigene Lebensbilanz aufzupolieren.

Die, „die sich in der Idee angesiedelt hatten“, wie Heiner Müller schrieb, retteten sich nach 1989 fast ausschließlich in ein Schweigen der Auslassung, der Verdrehung, der erneuten Uneigentlichkeit. Die Partei, die Verantwortung für die toxische Erbmasse der DDR-Diktatur hätte übernehmen müssen, schlug sie mit aller politischer Skrupellosigkeit anhaltend aus. Sie wusste um das Potenzial inszenatorischer Umschreibungen als ein Muster, das funktioniert. Und sie hat es genutzt. Heute ist sie die drittstärkste Partei im Land und verlangt nach Regierungsbeteiligung.

Und da ist ein Teil der akademischen Eliten des Westens, die anhaltend über die erste deutsche Diktatur nachgedacht und geforscht haben und, wie Karl Heinz Bohrer 2003 festhielt, damit „eine zweite Haut bundesrepublikanischen Bewusstseins“ geformt haben. Der Publizist meint eine Moralistik, die sagen will: „Das Gute hat sich durchgesetzt, das Böse ist gebannt“. So aber entstehe, schreibt der Kulturphilosoph, „kein eigentlicher Gedächtnisraum, sondern eine neurotisch wirre Zone. Denn Gedächtnis liegt nur vor, wo es ein Gedächtnis von vielem gibt.“ Der Holocaust als Bewusstseinshaut der Bundesrepublik – bei aller Singularität und allem Grauen so aber auch eine wirksame Stereotype, um sich den konkreten Schmerz der Opfer beider deutscher Diktaturen fremd zu halten. Kann sich eine republikanisch gewachsene Kultur eine historische Deckerzählung dieser Brisanz leisten? Kann sie nicht, aber sie tut es.

Dass die DDR als Fußnote der Geschichte erklärtermaßen nicht zum nationalen Erbe gehört, ist in diesem Hegemonial-Narrativ gesetzt. Sie war zu klein, zu piefig, zu wenig monströs. Die historischen Messen sind mithin

gesungen. Noch dazu hat Deutschland längst andere Probleme. Die Welt hat sich gedreht und ist schlichtweg woanders. Die Deutschen sind nach mehr als 50 Jahren Schuldkultur von Mitscherlichs „Unfähigkeit zu trauern“ über Antonia Grunenberg's „Lust an der Schuld“ endlich wieder normal geworden. Die westdeutsche Gedächtnispolitik ist der Ansicht, niemand habe so vorbildlich, so selbstquälerisch, so emsig erinnert und aufgearbeitet wie sie. Deshalb sei jetzt Zeit für einen gelassenen Patriotismus, für eine „neue Lust an der Unschuld“. Und was die angeht, kann keine historische Fußnote und kein Schweigesystem Ost in die Quere kommen.

Was jener doppelten Vergessenspolitik darüber hinaus zuarbeitet, ist unsere medialisierte Erregungsgesellschaft, die Respekt und Distanz zur Beliebigkeit erklärt. Das Spektakel ist leichter konsumierbar als die tägliche Arbeit am Vertrauen. Opfer, Täter? All das scheint zunehmend egal. Ein Zustand neuerlicher Hypnose. Der Abgrund der Geschichte ist ein schweigender Raum.

Alexander Thumfart

Schweigen / Verschweigen



Annette Leo, Alexander Thumfart im Kunsthaus Erfurt, 14.10.2013

Ich möchte Ihnen zu Beginn eine Geschichte erzählen, eine Geschichte über spezifische Bestände der sozialwissenschaftlichen Theorie, das heißt systematische Beschreibungen menschlicher Existenz. Diese Geschichte könnte so etwas wie ein Orientierungsmuster abgeben für unsere gemeinsame Diskussion zum „Schweigen“. Natürlich spitze ich zu.

Aristoteles, Karl Marx und Hannah Arendt halten gleichermaßen fest: Wir sind unhintergebar soziale Lebewesen. Alles was wir sind, ist grundsätzlich sozial bedingt und hervorgebracht. Wir sollten das gerne noch etwas schärfen: Das, was ich bin, bin ich wesentlich durch unzählige andere – emotional, affektiv, intellektuell, habituell, kognitiv. Eine Vielzahl an Personen, Eltern, Freunden, Lehrkräften, Romanen, Filmen hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Natürlich will ich die Kreativität der Einzelnen gar nicht leugnen. Selbstverständlich geht jede Person mit sozialen Einflüssen, Begegnungen anders um, zieht andere Lehren, folgt anderen Leitideen. Wir formen uns natürlich auch selbst zu einem Charakter. Aber die primäre Modellierung geschieht – jenseits aller Genetik – durch die sozialen anderen. Bis in den (vermeintlich privaten) Geschmack hinein sind wir soziale Produkte, schichtenspezifisch ausdifferenziert, wie etwa auch Pierre Bourdieu sehr zu Recht bemerkte. Wir alle wissen das, und ein afrikanisches Sprichwort bringt es ganz wunderbar auf den Punkt: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen.

Das zweite Element dieser Tradition konstatiert, dass der Mensch ganz wesentlich Mensch ist durch die Sprache. Es ist sicher übertrieben, wie Aristoteles zu sagen, der Mensch wäre das einzige Lebewesen, das Sprache besitzt. Wale, Schimpansen und Orang-Utans haben auch so etwas wie Sprache oder sprechen vielleicht. Trotzdem lässt sich gut begründen, dass der Mensch vor allem durch Sprache, durch das Sprechen zum Menschen wird.

Sprechen ist im Wesentlichen „miteinander sprechen“. In diesem Sprechen geschieht mindestens dreierlei. Die Redenden werden mit einander verbunden, die Redenden beeinflussen sich wechselseitig, und es entsteht der Raum der Öffentlichkeit.

Kein Redender bleibt im Reden bei sich, sondern jeder Redende geht über sich hinaus zu den anderen. Ich rede mit Dir, dem Du (Martin Buber). In vielleicht etwas stark ökonomischer Terminologie könnte man auch sagen: Im Reden entsteht ein Tauschmarkt, ein Geben und Nehmen, ein Verschicken und eine Gegengabe in einem Raum, den wir im Moment des Redens selber machen (Malinowski, Levi-Strauss). Das deutsche Wort „mit-teilen“ oder „sich mitteilen“ sagt das ganz deutlich: Ich teile mit Dir zusammen öffentlich (zwischen uns) mein Gesagtes. Dass **wir** uns im Reden auch „aus-

tauschen“ ist nur ein weiterer Beleg für die Weisheit der Sprache und die Richtigkeit der Sache, oder?

Wir sind als Menschen im Grunde also „Zwischen-Wesen“. Wir gestalten uns zu einem wesentlichen Teil wechselseitig als Menschen in diesem Zwischen des Redens. Mit Hannah Arendt könnte man also sagen: „Das Rationieren schafft einen Raum zwischen den Menschen, in dem Freiheit wirklich ist.“⁴¹

Und das ist riskant und fordert Mut. Wir können in diesem Zwischen natürlich verletzt werden (Worte sind grausam), wir können in diesem Zwischen natürlich scheitern und ausgelacht werden (der stotternde König in „The Kings Speech“). Wir haben einen Kloß im Hals, wenn wir vor vielen reden sollen, und wie viel Überwindung kostet es uns „Nein“ zu sagen, zu widersprechen, gar einer Autorität oder der Mehrheit (zwölf Geschworene).

Und warum schämen wir uns, wenn wir uns nicht getraut haben und „feige“ waren? Weil wir uns im Mit-Teilen als Person zeigen, als diese Person zeigen, als „Ich“. Hier stehe Ich – und kann und will (vielleicht) nicht anders. Ob wir es wollen oder nicht: Reden heißt, sich als diese Person anderen in Fleisch und Blut darstellen (persona – Maske auf dem Theater) – Triumph, Applaus und Pfiffe inklusive. Das gilt für die Rede in der Familie wie für die vor Publikum gleichermaßen.

Vielleicht kann vor diesem Hintergrund nun plastischer werden, was „Schweigen“ bedeutet. Selbstverständlich gibt es „tausende“ Formen des Schweigens – Schweigen vor zu viel Leid; Schweigen, weil es so schön ist; Schweigen, weil man völlig eins ist mit der/dem anderen; Schweigen, weil es gar nichts (mehr) zu sagen gibt; Schweigen aus Taktgefühl; Schweigen aus Humanität.

Um dieses Schweigen geht es jetzt nicht. Es geht um das mehr oder weniger bewusste (eher mehr bewusste) Ver-Schweigen, um das mehr oder weniger absichtliche Nicht-Sagen von etwas, das gleichwohl da ist.

Was passiert also im **Ver-Schweigen**? Zunächst ist klar, dass etwas zu verschweigen heißt, dieses Etwas, das verschwiegen wird, nicht zur Darstellung zu bringen, nicht „öffentlich“ explizit zu machen, nicht mit-zuteilen.

Wir können, so schlage ich vor, dieses Verschweigen analysieren anhand der drei Modi des Redens: hinsichtlich der Person selbst, hinsichtlich des konkreten anderen (des Du) und hinsichtlich der anonymen anderen oder der Öffentlichkeit.

Für die einzelne Person, das „Ich“, bedeutet es, dass das Verschwiegene nicht (gänzlich) angeschaut werden kann. Das Ich kann (und will) das Verschwiegene nicht klar vor sich hinstellen, betrachten und begreifen. Vielleicht aus Angst, aus Scham. Das nicht Ausgesprochene ist aber nicht „weg“, „aufgelöst“ oder „verschwunden“, sondern rumort weiter, bleibt implizit und liegt als „Schatten auf der Seele“.

Dieser Schatten ist mehr als nur ein kleiner „Fleck“. Der Schatten blockiert oder erschwert oder begrenzt Selbstgestaltung. Verschweigen beeinflusst Selbstgestaltungsmöglichkeiten negativ. Du schadest Dir in Deinen Möglichkeiten, Du beschränkst Dich selbst und hast zum Schluss wohl auch noch Angst vor Dir. Jeder von uns weiß natürlich, dass es so ist. Aber dadurch wird es auch nicht einfacher, eher schwieriger, vor allem im Verlauf der Zeit.

Verschweigen ist aber auch für konkrete andere relevant. Denn das Verschwiegene wird zwar nicht gesagt, aber doch auf tausend Arten kommuniziert. Es wird geleugnet, halb berichtet, umgangen, ausgeklammert, verdreht, verdrückt, unterdrückt, umgebaut, zur Unkenntlichkeit verstellt, maskiert, in Stereotypen eingehaust und was auch immer. Es ist für andere da in der Abwesenheit, als Gespenst (deshalb sind Marx und Freud gute Freunde). Und wie Gespenster erzeugt das Verschwiegene im konkreten anderen Irritation, Skepsis, Unklarheit, Unsicherheit, Misstrauen, Distanz, Vorsicht, Abwehr, Ängstlichkeit und schließlich ein Gefühl der Fremdbestimmung. So bleiben wir uns schließlich fremd und Fremde, haben uns nichts zu sagen, nichts zu schenken, bereichern und bilden uns nicht mehr. Parallel dazu kann natürlich die Frage, was ist das, was Du im Zeigen nicht zeigst, zur Obsession und zum Schrecknis werden. Für alle. Lassen Sie es mich zuspitzen: Ego und Alter drohen sich im Terror der Inquisition beide zur Missgestalt zu machen.

(Ich rede hier nicht der Authentizität das Wort: Denn natürlich gibt es den Terror der Authentizität – ein großes Problem.)

Und damit sind wir auch schon im Raum der sozialen und politischen Öffentlichkeit. Im kollektiven Verschweigen ahnen alle wechselseitig voneinander, was da verschwiegen wird, können dies aber natürlich nicht sagen, also weder über das Verschwiegene noch die Situation kollektiven Verschweigens sprechen. Die Rede wird folglich (mehr oder weniger) ritualisiert, erstarrt in Floskeln, Formeln, Versatzstücken, Geborgtem, Austauschbarem. Öffentlichkeit wird zur sterilen Fassade. Politisch bedeutet das den Verlust von Kreativität, von kollektiver Gestaltungskompetenz – von Freiheit?

Dann existiert das, von dem der Liberalismus glaubt, es wäre das Paradies, ich aber meine, es ist die Hölle: die a-soziale Einsamkeit Robinsons vor der Ankunft Freitags. Um eine Eingangsmetapher aufzugreifen: Durch Verschweigen sind wir kein Dorf mehr, sondern ein kühles Planetensystem im Weltall, durch Leere verbunden – menschlich, politisch ruinös.

Ein dramatisches Bild, ich gebe es zu.

¹ Hannah Arendt: Freiheit und Politik (1958). In: Dies.: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I, hg. von Ursula Ludz. München/Zürich 2000², S. 201–226, hier S. 205.

Podiumsdiskussion mit Annette Leo und Toralf Staud

Das große Schweigen und seine Folgen



von links nach rechts: Annette Leo, Alexander Thumfart, Toralf Staud im Kunsthaus Erfurt, 14.10.2013

Erwin Strittmatter hat sein Leben lang über seine nationalsozialistische Vergangenheit geschwiegen. Laut offiziellem Lebenslauf war einer der berühmtesten Schriftsteller der DDR im Zweiten Weltkrieg nur „Kompanieschreiber“ bei der Ordnungspolizei gewesen. Erst nach seinem Tod wurde im Jahre 2009 bekannt, dass Strittmatter wohl wesentlich stärker an der „Partisanenbekämpfung“ in Griechenland und Slowenien beteiligt war, als er behauptet hatte. Strittmatter hat sein Wissen über diese Geschehnisse mit in sein Grab genommen. Die Last der Vergangenheit blieb als Erbe für seine eigenen Kinder und für die ostdeutsche Gesellschaft: Sie müssen es nun mit ihrem Bild des erfolgreichen und geliebten Schriftstellers in Einklang bringen.

Das Verschweigen von wichtigen Episoden im Leben, die einen Menschen geprägt haben, führe oftmals dazu, dass die nachgeborene Generation im Umgang damit alleine gelassen werde; das Motiv der Schweigenden sei dabei natürlich meist die Angst vor der Verurteilung – und das häufig sogar zu Recht, erklärte Toralf Staud. Im hohen Alter nehme diese Angst jedoch scheinbar ab und weiche dem Wunsch, zu erzählen: „Wenn er 90 ist, dann fällt es dem Opa doch ein und dann will er auch erzählen, dass das alles nicht so heroisch und alles nicht so toll war.“ Das hat auch Annette Leo oft erlebt. Sie hat über die Erinnerung geforscht und sich intensiv mit dem Fall Strittmatter beschäftigt. Auf ihren Veranstaltungen standen Kinder und Enkel von Soldaten oder Polizisten aus der NS-Zeit auf und sagten: „Mein Großvater, mein Urgroßvater ist jetzt 90 Jahre alt – und jetzt fängt er an zu reden.“ Die meisten hätten allerdings dieses hohe Alter nicht erreicht. Erwin Strittmatter beispielsweise starb 1994 mit 82 Jahren.

Für den Einzelnen sei es oft schwierig, über die häufig traumatischen Erfahrungen zu sprechen, wenn dafür noch keine Sprache und kein Raum vorhanden sei, betonte Leo:

„Wenn die Leute selber hilflos in diesen Bildern gefangen waren, in all dem, was sie an Mord und Totschlag, an Krieg und Töten erlebt haben, dauert es wahrscheinlich immer eine ganze Generation und länger, um dafür Worte zu finden.“

Auch eine Frau aus dem Publikum verwies auf die Sprachlosigkeit ihrer Großeltern:

„Das Opfer-Sein der Großeltern bestand auch in einer Sprachlosigkeit, weil es da gar keine Worte gab, das eigene Erlebte und das eigene Trauma zu beschreiben.“

So sei eine ganze „Generation von Schweigern“ entstanden, ergänzte Leo, in der es so etwas wie eine kollektive Vereinbarung gab, über bestimmte Dinge nicht zu sprechen. In einer solchen Situation dem Einzelnen die Verantwortung für das Schweigen zu geben, reiche nicht aus.

„Ein Sprechen darüber musste erst reifen“, erklärte Leo. Wichtig sei für das Sprechen auch der gesellschaftliche Kontext – ob es Leute gebe, die zuhören. Leo verdeutlichte dies an den jüngsten Veröffentlichungen zum Missbrauch an Heimkindern. Heutzutage gebe es ein Kollektiv, das zuhöre, wenn Heimkinder von ihren Erlebnissen erzählen. „Aber vor zehn Jahren war das noch nicht so, da haben die Leute aus Scham geschwiegen, weil sie im Heim aufgewachsen waren.“ Wenn etwas so lange verschwiegen werde, gebe es nach dem ersten öffentlichen Sprechen so etwas wie eine „Explosion von Erinnerungen“: „Das ist auf der einen Seite befreiend, auf der anderen Seite aber auch sehr schmerzhaft.“

Politisches Interesse am Schweigen

Schwieriger sei jedoch, das Schweigen zu brechen, wenn es ein politisches Interesse daran gebe, betonte Leo. Das sei bei dem Schweigen über die NS-Zeit der Fall:

„In beiden deutschen Gesellschaften hat es nach dem Krieg auf jeden Fall ein politisches Interesse am Schweigen gegeben. Darin konnten sich die einzelnen Individuen geschützt fühlen, da es für jeden dieser Schrecken auch immer eine deckende Geschichte gab.“

Auch Toralf Staud verdeutlichte, dass es nach dem Ende des Dritten Reiches und auch nach dem Ende der DDR nie einen „herrschaftsfreien Raum“ gegeben habe, um all die Verstrickungen und Missstände, die passiert waren, aufzuarbeiten: „Wer erzählt hat, war ja in einer neuen Gesellschaft in der Macht ausgeübt wurde, in der um die besten Startplätze gekämpft wurde.“ Das habe zur Folge gehabt, dass viele Geschichten nicht erzählt werden konnten, weil die Betroffenen Angst haben mussten, dass sie in dieser Situation gegen sie verwendet werden. Das bemerke Staud selbst heute noch:

„Ein heutiger, honorierter Politiker schafft es nicht über Verstrickungen zu sprechen und zu sagen ‚Ja, es war so und so‘, weil er Angst haben muss, dass dieses Erinnern gegen ihn ausgelegt wird.“

Deshalb plädierte Staud dafür, einen herrschaftsfreien Raum zu schaffen. Eine Möglichkeit sei die Einrichtung einer „Wahrheitskommission“, wie sie in Südafrika nach dem Ende der Apartheid eingerichtet wurde. Das Prinzip

war: „Wer erzählt, wird von Strafe freigestellt.“ Das sei eine wichtige Hilfe, um das Schweigen nach dem Ende eines Unrechtsregimes zu brechen. Allerdings sei diese Straffreiheit in Südafrika umstritten gewesen, die Beurteilung durch die Opfer sehr verschieden, sagte Annette Leo:

„Es gibt Leute, die schlimmste Folter und Verfolgung erlebt haben, für die es schon das Wichtigste war, dass der Henker, der Verfolger seine Schuld offen eingestanden hat und es vor einer Öffentlichkeit thematisiert wurde. Aber es gibt auch andere, die fordern, dass diejenigen bestraft werden, die so etwas getan haben.“

Ob das Leiden einer Opfergruppe in einer Gesellschaft thematisiert werden kann, hänge auch stark von ihrem aktuellen Status in der Gesellschaft ab, fügte ein Teilnehmer aus dem Publikum hinzu. So könne beispielsweise das Leid, das den Sinti und Roma während des Zweiten Weltkriegs angetan wurde, noch nicht thematisiert werden, weil die „Muster zur Abwertung noch fort dauern“. Das sei ein „krank- und kaputt machendes Schweigen“. Das Schweigen setze in vielen Fällen auch das Unrecht fort, das den Opfern angetan wurde, stimmte Staud zu:

„Opfergruppen, die heute noch Schwache sind, haben es schwer als Opfer anerkannt zu werden, und es würde Ihnen in der heutigen Gesellschaft sehr helfen, wenn über diese zurückliegenden Verbrechen geredet würde.“

Eine Teilnehmerin merkte weiterhin an, dass das jüdische Gedächtnis schon relativ stark entwickelt sei und es bekannt sei, was den Juden angetan wurde.

„Aber dass Roma und Sinti genau dasselbe angetan wurde, das ist eben nicht in diesem Maße bekannt. Weil der Völkermord auf einer Stigmatisierung aufbaute, die auch danach noch relativ ungebrochen weiterging.“

Perspektiven der Thematisierung

Aber auch wenn über ein Thema öffentlich gesprochen wird, kann das Sprechen unterschiedliche Qualitäten haben. Eine junge Frau aus dem Publikum erinnerte sich,

„dass vor allem im Umgang mit der Nazizeit gar nicht das konkrete Schweigen das Problem war, sondern das zu wenig tief gehend und zu oberflächlich darüber gesprochen wurde.“

In ihrer Schulzeit habe es eine Phase gegeben, in der man bei jedem Gedicht raten konnte, dass es etwas mit dem Nationalsozialismus zu tun hat – „das

stimmte immer“. Aber eine tiefer gehende Beschäftigung mit dem Thema – jenseits der Floskeln – habe nicht stattgefunden.

Ähnliche Phänomene ließen sich auch heute noch beobachten, ergänzte Annette Leo. In den Medien werde immer nur eine ganz bestimmte, zumeist sichere Perspektive eingenommen. Obwohl beispielsweise viel über das Flüchtlingsdrama vor Lampedusa berichtet worden sei, das Anfang Oktober 2013 passierte, sei nicht über die Hintergründe diskutiert worden. Dafür müsse man wohl zu sehr unsere „in Wohlstand und Armut geteilte und zerrissene Welt“ thematisieren. Ähnliches habe sie auch bei der Eurokrise festgestellt: „Solange mein Bankkonto noch in Ordnung ist, muss ich mir keine wirklichen Gedanken machen, wie das alles zustande gekommen ist und warum.“ Daher bleibe es auch bei den oberflächlichen tagespolitischen Meldungen, bei denen nicht so sehr nachgefragt werde, wie bestimmte Dinge zusammenhängen.

Ironischerweise passiere diese Oberflächlichkeit gerade in einer Gesellschaft, merkte Staud an, in der so viel gesprochen werde: „Dieses ständige Geplapper und Gequatsche auf allen Kanälen – jeder teilt sich heute in Blogs, in Chats, in Facebook und auf Twitter mit.“ Und gleichzeitig gebe es dieses Schweigen durch das Einnehmen einer bestimmten Perspektive. Das Schweigen verstecke sich hinter diesem „riesenlauten Krach“. So würden oftmals diskreditierende, vielschichtige und komplizierte Dinge verschwiegen – Dinge, die in der Auseinandersetzung Mühe machen. Man wolle auch nicht nachfragen, weil das weitergehende Wissen eine „Bremse im Alltag“ sein könne und zu einer „Hinterfragung des Eigenen“ führe. Staud verdeutlichte dies am Umgang mit der DDR-Vergangenheit:

„Wie viele Sachen fragt denn die ostdeutsche Gesellschaft nicht, weil das schöne, kuschelige Bild, was sie immer noch von sich selbst tief im Herzen bewahrt, dadurch Risse bekommen würde?“

Man sei nur Teil einer aufgewerteten Gruppe, solange man den unausgesprochenen Konsens über die Vergangenheit nicht infrage stelle.

Die Bedeutung des Verschweigens und des Nicht-Nachfragen-Wollens offenbare sich besonders auch im Umgang mit Whistleblowern. Diese stellten mit ihren Enthüllungen den Konsens infrage und offenbarten damit das Verschwiegene. Staud hat viel über Rechtsextremismus geschrieben und dabei festgestellt, dass gerade auf Dörfern mehr geschwiegen werde als in Städten. Dort sei das Verschwiegene nur selten ein Geheimnis, vielmehr wüssten alle davon oder ahnten es zumindest. Nur Außenstehenden gegenüber werde

geschwiegen, es herrsche eine „Mauer des Schweigens“. Gerade in einem solchen Umfeld habe es ein Whistleblower schwer:

„Nicht etwa derjenige, der rassistische Handlungen begangen hat, sondern derjenige, der sie benennt, als das, was sie sind, stört die dörfliche Gemeinschaft. Er ist der Störenfried.“

Es gebe auch keine Instanz, bei der man sich beschweren könne über menschenfeindliche Verhältnisse oder Einstellungen in seinem Dorf. Gerade diese Instanz müsse man schaffen, um es Whistleblowern zu erleichtern: „Es muss ein Außen geben, das ihnen Wertschätzung vermittelt und den Rücken stärkt.“ Das könne durch einen symbolischen Preis geschehen oder durch prominente Menschen, die sich demonstrativ mit Whistleblowern fotografieren lassen. Es gehe um ein Zeichen, um zu verdeutlichen: „Wir hören dir zu, wir halten das für wichtig und für richtig, was du machst.“

Der inszenierte Tabubruch und die Elitendiskurse

Oftmals gebe es in öffentlichen Diskussionen jedoch selbst ernannte Tabubrecher, die nach dem Motto argumentierten „Das wird man doch mal sagen dürfen“. Das Schweigen werde in solchen Diskussionen als eine Art „Strohmann“ inszeniert, erklärte eine Frau aus dem Publikum. Das Aussprechen von Missständen, was in dieser Podiumsdiskussion so gelobt wurde, werde dann als Gegenargument von der anderen Seite benutzt. Als Beispiel führte ein Zuhörer die sogenannte Walser-Debatte an: „Angeblich kämpfen diese Leute gegen Sprechverbote, angeblich werden Tabus entfernt und Auschwitz-Keulen zurückgewiesen.“

Bei solchen Argumentationen sei immer Vorsicht geboten, betonte Staud. Es gebe auch klare Grenzen, was in unserer Gesellschaft erlaubt und akzeptiert sei. Für Staud etablierten diese Grenzen keine neue Art des Schweigens, sondern sie erleichterten die Auseinandersetzung mit dem Thema des Nationalsozialismus: „Ohne diese Grenzen und ohne diese Tabus ist die Auseinandersetzung damit nicht leichter, sondern schwieriger.“ Öffentlich aufgestellte Tabus reichten dabei natürlich nicht aus. Wer nur das Strafrecht gegen Hakenkreuzschmierereien in Stellung bringe, erreiche nichts. Es müssten auch Auseinandersetzungen und Debatten über diese Grenzen hinaus stattfinden.

Hier wurde allerdings aus dem Publikum mehrfach die Frage aufgeworfen, inwieweit sich dies in Form eines Intellektuellendiskurses – wie auch bei dieser Podiumsdiskussion – lösen ließe. Ein Mann aus dem Publikum betonte, dass man bis auf die unterste Ebene gehen und da viel intensiver Aufklärungsarbeit

besonders auch in einer einfacheren Sprache betreiben müsse: „Damit könnte man insgesamt eine Öffnung und weniger Schweigen erreichen.“

Diesem Punkt stimmte Staud zwar zu, erklärte aber auch, dass gerade „Elitendiskurse“ für die Gesellschaft wichtig seien. In seinen Augen würden in der Öffentlichkeit „Stellvertreterdiskurse“ geführt, die dann in alle Teile der Gesellschaft zurückwirkten: „Und wenn an der Öffentlichkeit symbolisch Grenzen gezogen werden, dann richten sich beide Teile der Gesellschaft wie Eisenspäne nach einem Magneten daran aus.“ Er glaube, dass Menschen merken, was in der Öffentlichkeit gern gesehen werde, was erlaubt oder was ein Tabu sei. In „Feuilleton-Debatten“ würden die Standards des Sagbaren und des Nichtsagbaren gezogen. Staud illustrierte das am Beispiel des Umgangs mit den Protesten gegen Demonstrationen von Neonazis:

„Selbst wenn dann der Polizeibeamte oder der Fraktionsvorsitzende im Gemeinderat eigentlich immer noch was gegen die Bunten auf der Straße hat, er registriert genau, dass in seinem Land oder in den Eliten bestimmte Sachen nicht mehr gesagt werden dürfen.“

Er werde damit nicht gleich zum Antifaschisten, allerdings werde er es weniger wagen, rechtsextremistische Ressentiments am Stammtisch zu verbreiten. Und das einfach nur, weil „da oben“ jemand etwas gesagt habe. In Stauds Augen können Gesellschaften bereits durch dieses „Es gehört sich nicht ...“ verändert werden.

Geschichtsvermittlung durch Geschichten

Wie man – jenseits dieser Meinungsdiffusion – sogenannte bildungsferne Schichten für das Thema sensibilisieren kann, wurde ebenfalls diskutiert. Gegen das Schweigen und zur Vermittlung von Geschichte helfe ihre Profession, in der nach der Alltagsgeschichte gefragt werde, betonte Annette Leo. Gerade wenn unbekannte, nicht berühmte Menschen ihre Lebensgeschichte erzählten und veröffentlichen könnten, führe das häufig dazu, dass sich andere mit ihrer eigenen Geschichte darin wiederfinden:

„Auf diese Weise können vielleicht die eigenen Fragen, die oftmals noch gar nicht richtig ausgesprochen werden konnten, begreifbar werden, allein dadurch, dass sie plötzlich in dieser anderen Lebensgeschichte ausgesprochen werden.“

Gerade durch solche konkreten persönlichen Geschichten könnten auch Jugendliche sehr gut erreicht werden, fügte Staud hinzu. Wichtig sei dabei

auch, dass anhand dieser Geschichten erläutert werde, wie der Nationalsozialismus konkret funktioniert habe:

„Wie hat das Dritte Reich funktioniert? Wie hat Verstrickung funktioniert? Was fanden Leute attraktiv an diesem völkischen Ideologieangebot? Was hat sie reingezogen und mitmachen lassen?“

Durch die Beschäftigung mit dem konkreten Funktionieren in der Vergangenheit könnten die Jugendlichen auch lernen, wie völkische oder rechtsextremistische Ideologien heutzutage für einen Teil der Bevölkerung attraktiv werden: In einer immer unübersichtlicher werdenden Welt vermittelten sie ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer aufgewerteten Gruppe.

Ein Teilnehmer berichtete, dass er am Erinnerungsort Topf & Söhne viele gute Erfahrungen mit interessierten Schülerinnen und Schülern gemacht habe. Gerade durch die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven auf die NS-Zeit würden auch Fragen für die Gegenwart aufgeworfen: „Finden wir ganz bestimmte Strukturen nicht auch im Hier und Jetzt, in den Problemlagen, wo wir uns sonst wegducken?“ Er möchte die Schulen ermutigen, solche historischen Lernorte mehr zu nutzen. Dann könnten die Jugendlichen selbst zu Forschenden werden und seien nicht darauf angewiesen, Sekundärgeschichte erzählt zu bekommen.

Ein Schüler aus dem Publikum warnte allerdings davor, dass auch von Rechtsextremen solche Geschichten erzählt werden. Darin werde die Wahrheit oftmals nur etwas verdreht und schon fänden Jugendliche das gut. Diese Gefahr sah auch Staud und erinnerte an die Landserhefte, die voll von Heldengeschichten waren und nur durch das Weglassen wichtiger Teile funktionieren konnten. Daher sei für ihn eine der wichtigsten Herausforderungen der Zukunft: „Die besseren Geschichten zu erzählen – das ist für Journalisten, Historiker und Lehrer eine große Aufgabe.“

Annegret Schüle

Sprechen über Auschwitz.
Bemerkungen zu Sprache und Verantwortung



Annegret Schüle im Erinnerungsort Topf & Söhne, 21.10.2014

Mit der Veranstaltungsreihe in diesem Jahr haben wir das kulturelle Jahresthema der Landeshauptstadt „Wie viele Worte braucht der Mensch?“ aufgenommen und abgewandelt in „Welche Worte (ge-)braucht der Mensch?“. In dieser Ambivalenz ist unser Themenfeld schon umrissen. Es geht uns nicht um Quantität, sondern um Qualität, und bei der Qualität geht es uns um eine Beschreibung des Ist-Zustandes „Welche Worte gebraucht der Mensch?“, aber auch um dessen ethische Dimensionen „Welche Worte braucht der Mensch – und welche eben nicht?“.

Mit Dr. Peter Radtke lernen Sie einen Menschen kennen, dessen Lebenslauf von beeindruckender Vielfalt ist. Nach Schulbesuch und Ausbildung als Dolmetscher machte er mit 25 Jahren das Abitur auf dem zweiten Bildungsweg, studierte danach Germanistik und Romanistik und promovierte. Er ist Wissenschaftler, Redakteur und Schauspieler, hat zahlreiche Ämter und Ehrenämter, darunter die Mitgliedschaft im Nationalen Ethikrat, und ist vielfach mit Auszeichnungen geehrt worden. Wir haben ihn um einen Vortrag über den Zusammenhang von Sprache und Denken und die Verantwortung beim Sprechen gebeten.

Unser zweiter Gast Oberst Professor Dr. Matthias Rogg gehört seit über 30 Jahren der Bundeswehr an und ist nach vielen Jahren in der Forschung nun seit der Eröffnung Direktor des noch jungen Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden. Als ich dieses Museum kurz nach seiner Eröffnung 2011 besuchte, nahm ich den kulturgeschichtlichen Ansatz als hochinteressant und in der Militärgeschichte keinesfalls selbstverständlich wahr. Matthias Rogg wird über den Zusammenhang von Sprache und Militär referieren.

„Sprache und Verantwortung“ ist die Überschrift der Veranstaltung. Lassen Sie uns einen Moment beim Begriff „Sprache“ bleiben. Die Sprache ist ja nicht dem Menschen vorbehalten. Alle Tiere haben Kommunikationssysteme, viele davon auch als Lautsprache. Was die menschliche Sprache von der Sprache der Tiere unterscheidet, ist, dass wir uns nicht nur über unsere Befindlichkeit und unsere Umgebung verständigen können – das tun Tiere auch –, sondern dass wir mithilfe unserer Sprache Ideen und Vorstellungen entwickeln und austauschen können. Man könnte sogar sagen, unsere Ideen und Vorstellungen von anderen Menschen und der Welt um uns herum bestimmen unsere menschliche Sprache. Wie wir mit und von anderen Menschen sprechen, hängt davon ab, wie wir sie sehen. Damit sind wir beim zweiten Begriff in unserem Veranstaltungstitel, der „Verantwortung“. Sie meint die ethische Entscheidung eines Menschen, für sein Wollen und Handeln sowie für dessen Folgen einzustehen, so das Lexikon. Sprechen hat immer Folgen, also bedeutet Sprechen auch immer Verantwortung.

Ich habe in unserem Kooperationsprojekt für das Thema „Sprache und Verantwortung“ plädiert, weil ich durch meine Beschäftigung mit den nationalsozialistischen Massenverbrechen seit nunmehr über zwölf Jahren stark sensibilisiert wurde für die Bedeutung und die Folgen des Sprechens beziehungsweise des Schreibens. Wie Sie wissen, spielen im Antisemitismus und vergleichbar im Antiziganismus und in deren mörderischen Konsequenz des Völkermords an den europäischen Juden und Sinti und Roma Worte eine große Rolle. Erst werden Menschen als „Gemeinschaftsfremde“ ausgegrenzt und durch Worte abgewertet, danach folgt Entrechtung und Beraubung. Erst werden sie durch Begriffe wie „Ungeziefer“ oder „Krankheit am Volkskörper“ entmenschlicht, bevor sie als Menschen vernichtet werden. Dies ist die eine Seite, über die wir hier im Erinnerungsort Topf & Söhne schon oft gesprochen haben. Die andere Seite ist, wie wir nun heute unter dem Anspruch eines verantwortungsvollen Umgangs mit Sprache mit dieser Geschichte umgehen.

Im Zusammenhang mit der Massenvernichtung in Auschwitz und in den anderen Vernichtungsstätten hat man sich oft in die Idee des „Unvorstellbaren“ oder „Unsagbaren“ geflüchtet. „Geflüchtet“ sage ich deshalb, weil es sich manche auf diese Weise zu einfach machen wollen oder ungewollt zu einfach machen. Sie erkennen an, dass es um Abgründe menschlichen Handelns geht, aber verweigern – so meine Sicht – die Auseinandersetzung damit. Zu den beglückendsten Dimensionen meiner Arbeit hier im Erinnerungsort gehört die Begegnung mit Überlebenden der nationalsozialistischen Vernichtung. Sie können es sich nicht aussuchen, ob für sie die Shoah vorstellbar ist oder nicht, sie haben sie erlebt und erlitten. Wenn sie, die Überlebenden, lange Zeit darüber nicht sprechen konnten, dann hat das andere Gründe, als wenn Täter, Mittäter und Mitwisser über die Vergangenheit schwiegen. Überlebende konnten auch deshalb oft lange darüber nicht sprechen, weil sie keiner dazu aufgefordert und weil ihnen keiner zugehört hat. Éva Puztai, eine Auschwitz-Überlebende aus Budapest, die 49 Verwandte im Holocaust verlor, war erst 2004 in der Lage, ihr Schweigen zu brechen und öffentlich über ihre Erfahrungen zu sprechen. Sie war seit unserer Eröffnung am 27. Januar 2011 schon mehrfach Gast hier im Erinnerungsort. Sie habe, hat sie einmal gesagt, zwar nur ihre Stimme im Kampf gegen Rechts-Extremismus und Rassismus, aber diese sei ihre stärkste „Waffe“, weil sie die Wahrheit spricht. Und darin sieht sie ihre Verantwortung, die Wahrheit öffentlich und Menschen wissend zu machen.

Auch historisch waren es zunächst vor allem Überlebende, die nach der Befreiung, aber auch schon in Lagerhaft unter Todesgefahr als erste über die nationalsozialistischen Verbrechen gesprochen und geschrieben haben, sie dokumentiert haben. Im Sommer 1944 trafen sich im gerade von der sowje-

tischen Armee befreiten Lublin jüdische Historiker, um die Erinnerung an den Holocaust zu bewahren. Diese Historikerkommission sammelte Dokumente und Zeugenaussagen und veröffentlichte in nur drei Jahren fast 40 Bücher und Broschüren auf Polnisch oder Jiddisch. Gleichzeitig, im Herbst 1944, vergruben Häftlinge des jüdischen Sonderkommandos in Auschwitz-Birkenau Kassiber, also Geheimschriften, in denen sie die Verbrechen in den Krematorien, deren Zeuge sie waren, beschrieben. Durch David Nencel, einen polnischen Juden und einer der wenigen Überlebenden dieses Sonderkommandos, wissen wir von einer Botschaft, die bis heute nicht entdeckt wurde. Ich zitiere:

„Ich erinnere mich an einen großen Behälter, er war aus Stahl. Wir haben dort viele Photos hineingetan – von den ungarischen Juden und wir schrieben die Geschichte der Transporte auf – von wo sie kamen und was mit ihnen passiert war – solche Dinge. In diesen Behälter steckten wir Briefe, adressiert an Stalin, Roosevelt, de Gaulle und Churchill in allen Sprachen. Diese Briefe wurden von verschiedenen Personen geschrieben – also von einem Franzosen, einem Russen und jemandem, der Englisch konnte. Die Briefe enthielten einen Tatsachenbericht. Den Behälter haben wir mit Zement versiegelt, damit alles erhalten bleiben konnte. [...] Es war in verschiedenen Sprachen und an die Führer der Welt adressiert. In diesem Behälter war nichts in Jiddisch oder in Polnisch.“¹

Unter Einsatz ihres Lebens haben diese Sonderkommando-Häftlinge das Mittel der Sprache eingesetzt. Sie kämpften damit gegen das Ziel der SS, mit der Verbrennung der Leichen die Spuren ihrer Massenverbrechen restlos zu vernichten. Das leuchtet die Dimension von Sprache und Verantwortung aus.

„Sprechen über Auschwitz“, das bedeutet heute fast immer, dass wir unser Wissen aus wissenschaftlichen Büchern und Erinnerungsliteratur oder aus eigener Forschung gewinnen. Im wissenschaftlichen Diskurs sind wir – noch mehr als im Alltag – zu einer reflektierten Sprache verpflichtet. Ich möchte mit einigen Erfahrungen aus meiner Tätigkeit als Universitätsdozentin mit den Schwerpunkten Holocaust und jüdische Geschichte schließen. Der von Studierenden oft gemachte handwerkliche Fehler, Begriffe aus den Quellen und damit in unserem Kontext zumeist Tätersprache eins zu eins in den eigenen Text zu übernehmen, ist bei Arbeiten über den Holocaust besonders problematisch. Wenn Polen „ausgemerzt“ werden, „Lebensraum gewonnen wird“ oder Juden „umgelagert“ werden – so Beispiele aus Referaten und Hausarbeiten – dann hat der oder die Studierende sich mit der Geschichte befasst, sie aber nicht verstanden. Etwas anders liegt die Sache bei einem Beispiel, in dem es um die Ermordung von fast 430.000 ungarischen Juden in Auschwitz-

Birkenau im Sommer 1944 ging und der Referent anschaulich beschreiben wollte, dass die Gaskammern in den Krematorien nicht ausreichten, um all diese Menschen sofort zu töten. Er sagte, der „Ansturm auf die Gaskammern“ sei zu groß gewesen. Wenn man weiß, wie die Menschen von der SS mit Waffengewalt und Hunden in diese Kammern hineingepfercht wurden, dann wird das Bild vom „Ansturm auf die Gaskammern“ noch absurder. Hier ist es wohl weniger Ignoranz als vermutlich Unbeholfenheit.

Probleme habe ich bei der mir oft – nicht nur am Anfang, sondern auch am Ende eines Seminars über jüdische Geschichte – begegneten Formel von den „Juden und den Deutschen“. Manche von Ihnen werden wissen, wie wichtig es gerade den deutschen Juden nach ihrer Emanzipation Ende des 19. Jahrhunderts war, gleichberechtigte, voll anerkannte und für die Gesellschaft engagierte Bürger des deutschen Staates zu sein, also gute Deutsche zu sein. Ziel der Nationalsozialisten war, diese Emanzipation für immer zunichtezumachen. Wenn heute in der Formulierung „Juden und Deutsche“ unabsichtlich die Juden zu Nicht-Deutschen erklärt werden – wirkt hier in den Köpfen nicht immer noch der lange Schatten einer gesellschaftlichen Praxis, in der die deutschen Juden aus der deutschen Gesellschaft hinausdefiniert wurden und ihnen Staatsbürgerschaft, Existenz und schließlich ihr Leben genommen wurde?

Jeder und jede hat Verantwortung für sein und ihr Sprechen. Über den eigenen und den öffentlichen Wortgebrauch nachzudenken, dazu mögen diese Anmerkungen anregen.

¹ Interview von Andreas Kilian mit David Nencel am 15.07.1995, zitiert nach: Eric Friedler/Barbara Siebert/Andreas Kilian: Zeugen aus der Todeszone. Das jüdische Sonderkommando in Auschwitz. Lüneburg 2002, S. 265 f.

Peter Radtke

Sprache ist Denken –
Über den gedankenlosen Umgang mit Sprache



Peter Radtke

Sie kennen sicher den geistreichen Witz, der uns schon im Titusbrief des Apostels Paulus überliefert wird und als Paradoxon des Epimenides in die Literatur eingegangen ist: „Die Kreter behaupten: Alle Kreter sind Lügner“. So ähnlich geht es mir, wenn ich den Titel unseres heutigen Referates betrachte: „Sprache ist Denken – Über den gedankenlosen Umgang mit Sprache“. So unumstritten es ist, dass wir leichtfertig und schludrig mit unserer Sprache umgehen, so eindeutig müssen wir feststellen: Es gibt keinen „gedankenlosen“ Umgang mit der Sprache. Jede Verwendung der Sprache beinhaltet Gedanken. Die Frage ist lediglich, ob diese Gedanken dem Gegenstand, der behandelt wird, angemessen sind. Wenn aber jede Sprachäußerung Gedanken transportiert, dann bedeutet unser Sprachgebrauch automatisch auch Verantwortung, denn die in Worte gefassten Gedanken wenden sich an andere und beeinflussen ihrerseits deren Denken.

Doch beginnen wir mit den Grundlagen dieser These. Benjamin Lee Whorf, der große amerikanische Linguist, dessen wichtigste Beiträge zur Sprachwissenschaft 1956 in einem Sammelband unter dem Titel „Language, Thought, and Reality“ (zu Deutsch „Sprache – Denken – Wirklichkeit“) herauskamen, hat sich vielleicht am intensivsten von allen modernen Geisteswissenschaftlern mit der Wechselbeziehung zwischen Sprache und Denken auseinandergesetzt. Seine Vorstellungen sind in der modernen Linguistik nicht unumstritten, aber ich denke, für unsere Betrachtung durchaus hilfreich. Da ich annehme, dass sich nur die wenigsten von Ihnen auf diesem Gebiet auskennen, bleibt es uns nicht erspart, für das Verständnis unseres Themas einige Grundbegriffe zu klären und einen Blick auf die Thesen von Whorf zu werfen.

Zunächst muss man drei Arten von „Sprache“ auseinanderhalten: Sprache als allgemeines Phänomen, das uns vom Tier unterscheidet, Sprache als Ausdrucksform einer bestimmten gesellschaftlichen oder nationalen Gemeinschaft und Sprache als individuelle Ausformung des einzelnen Sprechenden. Ich darf Ihnen das Gesagte an einem Beispiel aus dem Behindertenbereich erläutern. Gehörlose Menschen können sich untereinander verständigen, haben also Teil am allgemeinen Sprachsystem. Sprache braucht also nicht unbedingt die Stimme. Andererseits sind sie nicht integriert in die herkömmliche deutsche Sprache, insofern sie ihre eigene Gebärdensprache benutzen. Eine Nationalsprache zeichnet sich nämlich durch eine gemeinsame Syntax, Grammatik und einen festen Wortschatz aus. Gerade diese Gemeinsamkeit mit der deutschen Sprache ist bei der sogenannten „Deutschen Gebärdensprache“ nicht gegeben. In der „Deutschen Gebärdensprache“ herrschen eigene Regeln, eigene Ausdrucksformen. Es ist also ein in sich geschlossenes, eigenes Sprachsystem. Schließlich unterscheidet sich das „Sprechen“

von gehörlosen Menschen, also die individuelle Ausdrucksweise von jenem der Hörenden nicht nur durch den Gebrauch der Hände statt des Mundes und der Stimme, sondern auch durch die Perzeption der Umwelt, worauf ich noch zurückkommen werde.

Noch mit einer zweiten Unterscheidung müssen wir uns in unserer kleinen Sprachlektion auseinandersetzen, da sie von größter Wichtigkeit für das Problem „Sprache und Verantwortung“ ist. Wir haben zum einen ein Wort, eine Gebärde, ein Schriftzeichen, um einen bestimmten Begriff zu bezeichnen. Nennen wir ihn daher das „Bezeichnende“. Auf der Gegenseite ist dann eine Sache, ein Ding, ein Lebewesen, kurz das „Bezeichnete“. Es wäre nun einfach, wenn zu jedem Bezeichnetem ein klar zuzuordnendes Bezeichnendes stünde. Das ist aber nicht der Fall. An einem Baum hängt nicht ein Schild, das jedem Menschen auf der Erde sagt: „Ich heiße Baum“. Die Beziehung zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem ist willkürlich. Sie unterscheidet sich von Sprache zu Sprache, ja mehr noch von Sprechendem zu Sprechendem. Der Eine sagt „Hund“, der Andere „dog“ und der Dritte vielleicht „chien“. Und in der gleichen Sprache heißt es vielleicht „Hund“, „Wauwau“ oder „Köter“. Da es nun weitgehend unsere eigene Entscheidung ist, welches Bezeichnende wir einem Bezeichnetem zuordnen, solange wir annehmen dürfen, dass unser Gesprächspartner uns versteht, ist hier eine enorme Herausforderung für unser Verantwortungsgefühl.

Kehren wir zurück zu Benjamin Lee Whorf, dem die Verbindung zwischen „Bezeichnendem“ und „Bezeichnetem“ von größter Bedeutung war. Durch die Erforschung der Indianersprachen, vor allem der Sprache der Hopi, erkannte Whorf, dass es sich bei den Polen „Bezeichnendes“ und „Bezeichnetes“ keinesfalls um feste Größen handelt. Wenn wir zum Beispiel „weiß“ sagen, glauben wir, eine eindeutige Farbdefinition zu geben. Für Eskimos wäre dieser Begriff aber völlig nichtssagend. Ihre Farbwahrnehmung kennt so viele unterschiedliche Nuancierungen von Weiß, dass unsere anscheinend so klare Bezeichnung höchstens einen Minimalbereich ihres Erfahrungsspektrums in Sachen „weiß“ abdeckt. Da gibt es zum Beispiel das Weiß des Schnees und jenes des Gletschers, das Weiß, auf das die Sonne leuchtet, und das Weiß, das vom Nebel gebildet wird. In gleicher Weise kennen wiederum südamerikanische Indianerstämme eine Vielzahl von „Grün“-Schattierungen, für die in indogermanischen Sprachen keine Entsprechung vorhanden ist. Die Sprache spiegelt also die im Alltagsleben vorgefundene Wirklichkeit.

Dies scheint ein sehr einfaches Erklärungsmodell. Die Sprache passt sich also den jeweiligen Gegebenheiten an, und damit basta. Doch der Sachverhalt ist um einiges komplexer. Wofür ich keinen Begriff habe, das kann ich

auch nicht ausdrücken. Was ich aber nicht ausdrücken kann, findet auch keinen Platz in meinem Denken, oder, wie Wittgenstein sagt: „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“. Unsere Umgebung beeinflusst in höchstem Maße unsere Sprache. Diese aber gibt wiederum die Bahnen vor, auf denen sich unser Denken entwickelt. Es lässt sich nichts denken, was nicht in sprachliche Form zu gießen ist. Dabei verstehe ich unter „sprachlich“ nicht verbal, sondern, wie anfangs erläutert, einem Sprachsystem zugehörig. Wie soll man zum Beispiel in der Gebärdensprache Abstrakta wiedergeben, etwa „Heiliger Geist“? Seelsorger haben sich mit dem Zeichen für Wind beholfen, aber ob dies den Gedanken des Heiligen Geistes näherbringt, bleibe dahingestellt. Allerdings haben bekanntlich auch Nichthörerschädigte Probleme mit der Begrifflichkeit des Heiligen Geistes. Die gegenseitige Beeinflussung von Sprache und Denken ist ein dialektischer Prozess, wobei es gleichgültig ist, was zuerst vorhanden ist und was später. Die Geschichte erinnert an die Problemstellung „Henne und Ei“.

Ich höre immer wieder, unsere Sprache diskriminiere behinderte Menschen. Das stimmt, und stimmt auch wieder nicht. Nicht die Sprache diskriminiert, oder nur in den seltensten Fällen, sondern der Sprechende, der das Gesagte in einen bestimmten Kontext stellt. Dabei spielen auch gesellschaftliche Veränderungen eine Rolle. Was vielleicht zu einer bestimmten Zeit eine „normale“ Bezeichnung war, nimmt einen anderen Charakter an, wenn sich die Umgebung wandelt. Nehmen wir das bekannteste Beispiel von Diskriminierung: den Begriff „Krüppel“. Er leitet sich ab aus der Wortfamilie „Kringel“, die dem Lateinischen „contractus“ entspricht – „zusammenziehen“, „klein werden“ und konsequent daraus folgernd „lahm werden“. Interessanterweise geht auch unser heutiges „krank“ auf die gleiche Wurzel zurück. Man kann nun, rein biologisch gesehen, den Vorgang nachvollziehen: Muskeln ziehen sich zusammen, die Glieder werden hierdurch verkürzt und verkrümmt, der Betroffene kann nicht mehr gehen und wird lahm. Der „Krüppel“ ist also, vom Standpunkt des Mediziners, die objektive Beschreibung eines natürlichen Geschehens. Ohne die Verhältnisse in den letzten Jahrhunderten positiv reden zu wollen, muss man sagen, dass die Verwendung der Bezeichnung „Krüppel“ früher viel eher jenem neutralen Beschreiben zuzurechnen war, als dies heute überhaupt vorstellbar ist. Zwar hatte der Begriff, wie wir dem Grimm'schen „Deutschen Wörterbuch“ entnehmen können, schon seit dem 15. Jahrhundert einen gewissen pejorativen Beigeschmack, da mit ihm auch das Kleinerwerden (sprich: Abnehmen) und Aus-dem-Ebenmaß-herausfallen verbunden war, aber doch nie in der Weise, wie wir dies aus der Gegenwart kennen. Als Johann Nepomuk Edler von Kurz 1832 in München die erste Einrichtung für „krüppelhafte Kinder“ Europas eröffnete, wie die Bezeichnung damals hoch offiziell lautete, war hinter jenem Namen keine

Diffamierung versteckt, sondern es war dies ein Ausdruck, der eben eine gewisse Gruppe Menschen bezeichnete, die trotz ihrer Einschränkung zu „nützlichen Gliedern der Gesellschaft“ herangezogen werden sollten. Knapp 100 Jahre später, als Hans Würtz in Leipzig sein Buch „Das Seelenleben des Krüppels“ (1921) herausbrachte, hatten sich die Dinge weiterentwickelt. Schon 1907 rief der Berliner Orthopäde Konrad Biesalski in der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ zur Suche nach einer Alternative zu „Krüppel“ auf, nur um acht Jahre später einzugestehen:

„Niemand stoße sich an dem Worte ‚Krüppel‘; die Fachleute haben vergeblich sich bemüht, einen Ersatz zu finden! [...] Es gibt nur ein Mittel, über dieses Wort hinwegzukommen, nämlich umzulernen und nicht unter einem Krüppel ein abschreckendes Jammerbild zu verstehen.“

Voll ins Negative kippte der Begriff zur Zeit der Nationalsozialisten, die damit die Idee der „Ballastexistenzen“ verbanden. Ich wage zu behaupten, der Begriff „Krüppel“ für sich genommen beinhaltete noch nicht von vornherein eine Diskriminierung. In dem Maße, in dem jedoch das Bezeichnete der gesellschaftlichen Ächtung anheimfiel, nahm auch das Bezeichnende die negative Wertung in sich auf.

Blieben wir jedoch bei dieser Stufe der Analyse stehen, verkürzten wir die Sprache zu einem eindimensionalen Mechanismus. Ich sagte bereits, dass wir durch Denken unsere Sprache formen, aber diese wiederum Auswirkungen auf unser Denken hat. Nehmen wir unsern Begriff „Krüppel“. Es existiert eine paradoxe, aber letztendlich sehr logische Situation. Wenn eine als diffamierend angesehene Bezeichnung durch eine andere, angeblich weniger diskriminierende, abgelöst wird, verstärkt sich automatisch die negative Wirkung der ersteren. Doch wenn ein Bezeichnetes mit einer negativen Vorstellung behaftet ist, wird jeder Begriff, also jedes Bezeichnende, über kurz oder lang ebenfalls einen negativen Beigeschmack erhalten. Im täglichen Leben bedeutet dies, dass wir uns nach einigen Jahren erneut mit der Frage auseinandersetzen müssen, welchen neuen Ausdruck wir für den angeblich diffamierenden Begriff suchen sollen. Es gibt keine noch so euphemistisch klingende Beschreibung, die aus Schwarz Weiß machen könnte.

Das Thema „Sprache und Verantwortung“ führt uns zwangsläufig zu der Frage: „Was sollen wir tun?“ Betroffenenorganisationen haben versucht, Listen mit diskriminierenden Begriffen zusammenzustellen, die Journalisten und andere Multiplikatoren vermeiden sollten, weil hierdurch die Menschen mit Behinderung in ihrem Ansehen geschmälert würden. Ich glaube, dies zielt zu kurz. Wir sollten uns nicht von der Illusion leiten lassen, dass wir die Ablehnung behinderter Menschen in weiten Kreisen der Bevölkerung einfach

dadurch wettmachen könnten, indem wir versuchen, die entsprechenden diffamierenden Begriffe auszumerzen. Wo eine latente diskriminierende Haltung vorhanden ist, wird jede noch so gute Sprachhygiene an ihre Grenzen stoßen. Dies war letztlich wohl auch der Grund für die viel gescholtene sogenannte „Krüppelbewegung“, das geächtete Wort „Krüppel“ gewissermaßen wieder aus der Mottenkiste der Sprache hervorzuholen. Ihre Argumentation lautete, man solle nichts beschönigen, wenn die Verhältnisse den neu gefundenen Begriffen nicht entsprächen. Die Sprache ist ein lebendiger Organismus. Jede mechanische Interpretation verkennt ihren dialektischen Charakter. Nicht das einzelne Wort ist ins Visier zu nehmen, sondern ebenso der Kontext, in dem es gebraucht wird, und die Umstände.

Erlauben Sie mir, diese theoretischen Erläuterungen mit etwas praktischem Alltag anzureichern. Ich möchte dabei einmal mehr beim Beispiel des Begriffes „Krüppel“ bleiben. Es führt wohl kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass ich, rein objektiv betrachtet, ein verkrüppelter Mensch bin. Dennoch meide ich das Wort, weil ich weiß, dass es als Kampfbegriff verstanden wird, und ich keinen Grund sehe, unnötige Schärfe in einen an sich schon komplizierten Dialog zu bringen. Wenn ich jedoch von Vertretern der sogenannten „Krüppelbewegung“ mit „He, Krüppel“ begrüßt werde, sehe ich dies keinesfalls als Diskriminierung an. Ich weiß nämlich, dass es als Zeichen des Respekts gemeint ist, trotz aller Unterschiede in unserer jeweiligen Auffassung von Behindertenpolitik, dass sie damit andeuten, dass sie mich als einen der Ihren akzeptieren. Umgekehrt erlebte ich anlässlich meines ersten professionellen Auftretens als behinderter Schauspieler auf einer der renommiertesten Bühnen Deutschlands 1985 eine Renaissance der Bezeichnung „Krüppel“, die mich erschreckte und mir zugleich zeigte, wie sehr hinter den beschwichtigenden Redewendungen noch alte ablehnende Haltungen lauern. Plötzlich hieß es wieder „Ein Krüppel auf der Bühne“, „Darf ein Krüppel einen Krüppel spielen?“ und ähnliche Formulierungen – dies in Zeitungen, die sonst eine derartige Ausdrucksweise durchaus mieden.

Zwei Erkenntnisse können wir aus dieser Erfahrung ziehen: „Wenn zwei Menschen dasselbe tun, ist es nicht dasselbe“ und „Eine Bezeichnung selbst ist in den allerseltensten Fällen diskriminierend; es ist viel eher der Kontext, in den sie gestellt ist“. Der bekannte katalanische Literat Josep M. Espinàs ist Vater eines Kindes mit Downsyndrom. Er schreibt in seinen Aufzeichnungen „Dein Name ist Olga – Briefe an meine mongoloide Tochter“, nachdem er zunächst selbst euphemistisch verbrämende Ausdrücke für das Phänomen der geistigen Behinderung wählte:

„Ich habe gelernt, dass die höchste Liebe einen in diesem Falle – und gewiss auch in andern Fällen – dahin führt, die Dinge mit dem genauen Wort zu benennen oder wenigstens mit dem Wort, wodurch sich der Mensch mit der Wirklichkeit identifizieren kann. Mit der Zeit haben wir das Recht erlangt, uns als Eltern eines *abnormalen Kindes* öffentlich zu zeigen, und allein die Tatsache, dass wir das Wort gebrauchten, das sich die andern, aus Takt, nicht getrauten, vor uns auf unser Kind anzuwenden, glaube ich, war schon ein Akt der Liebe.“

Damit sind wir beim zweiten Aspekt angelangt, den ich angesprochen habe. Neben dem Sprechenden kommt es immer auf den Kontext an, in dem ein Begriff zur Anwendung gelangt. Es ist etwas anderes, ob zum Beispiel jemand voller Bewunderung sagt: „Schau an, dieser Hundskrüppel!“, wie dies häufiger im Bayerischen geschieht, oder diesen Begriff abfällig verwendet in einem Satz wie: „Was will denn der Krüppel?“ Angefangen von der Betonung über die Satzstellung bis hin zur umgebenden Wortwahl kann ein und dieselbe Vokabel Diskriminierung oder Hochachtung ausdrücken. Das Herauspicken einzelner Begriffe und ihre Verteufelung scheint mir ebenso mechanisch und oberflächlich wie umgekehrt der unachtsame Gebrauch herkömmlicher Redewendungen und Sprachgepflogenheiten. Aber es ist wesentlich einfacher, auf ein Wort zu deuten und seine Ausrottung zu verlangen, als sorgsam den jeweiligen Zusammenhang zwischen Ausdruck und Umfeld abzuwägen.

Vielleicht wird sich jetzt Kritik erheben, weil ich das Problem der Diskriminierung durch Sprache scheinbar zu sehr herabspiele. Das Gegenteil ist der Fall. Ich möchte gerne das Schwergewicht unserer Betrachtung auf jene Aspekte lenken, die meines Erachtens viel gefährlicher, weil subtiler unser Denken beeinflussen und dabei unermesslichen Schaden anrichten. Ich denke an den Gebrauch gewisser Sprachformen und die Verwendung vermeintlich unproblematischer Begriffe. Da wäre zunächst die gängige Substantivierung des Adjektivs: „der Behinderte“ statt „der behinderte Mensch“, „der behinderte Heranwachsende“, „der behinderte Bürger“ oder, noch besser, „der junge Mann mit einer Querschnittlähmung“, „der durch eine Behinderung beeinträchtigte Bürger“ oder „Menschen, die mit einer Behinderung leben“. Indem wir aus einem Beiwort – ich verwende hier lieber diesen Begriff als die übliche Bezeichnung „Eigenschaftswort“, weil Behinderung keine Eigenschaft ist – ein Hauptwort machen, reduzieren wir den Betroffenen auf dieses eine Merkmal, als setze er sich nicht aus einer Vielzahl weiterer Aspekte zusammen. Wir kennen den Vorgang aus anderen Bereichen. Da spricht man von „den Deutschen“, „den Ausländern“, „den Islamisten“. In der Bezeichnung „der Behinderte“ wird zusätzlich die Mehrzahl in die Einzahl gesetzt, sodass der Eindruck eines ho-

mogenen Kollektivkörpers entsteht, der sich durch nichts anderes kennzeichnet als eben seine Behinderung. Diese Gleichschaltung der verschiedensten individuellen Ausformungen, die natürlich auch unter Menschen mit einer Behinderung anzutreffen sind, verstärkt in der Gesellschaft die Vorstellung einer beängstigenden, einheitlichen Masse des Andersseins. Das möglicherweise Verbindende tritt in den Hintergrund, das Fremde gewinnt die Oberhand.

Ich möchte gerne noch eine weitere Probe dessen geben, was Denken und damit das Bild behinderter Menschen in unserer Gesellschaft beeinflusst. Diesmal handelt es sich um eine simple Redewendung, der wir in Zeitungen, Referaten und Fachvorträgen auf Schritt und Tritt begegnen. Überall spricht man vom Ziel der „Integration Behinderter in die Gesellschaft“. Mit dem substantivierten Kollektivbegriff „Behinderte“ haben wir uns schon beschäftigt. Jetzt geht es um das unbewusste Auseinanderdividieren von einerseits „Gesellschaft“ und andererseits „behinderten Bürgern“. Eine Integration in die Gesellschaft geht von einer Vorstellung aus, als handle es sich um zwei verschiedene Personengruppen. Gerade das ist nicht der Fall. Menschen mit einer Behinderung sind per definitionem natürlich genauso Teil der Gesellschaft wie Personen ohne Behinderung. Die Aussonderung findet folglich bereits in den Köpfen der Leute statt, dokumentiert durch die Sprache, sodass der Schritt zur realen Ausgrenzung nur noch minimal ist. Ich halte solche Sprachsünden für wesentlich gefährlicher als die offenkundigen „Schimpfworte“. Sie vergiften nämlich heimlich und unbeachtet das Klima, das für jede Normalisierung von entscheidender Bedeutung ist. Vielleicht sind Sie von meinen Ausführungen enttäuscht. Vielleicht hatten Sie sich eine Vielzahl von Einzelbeispielen erhofft, auf die man mit Fingern hätte zeigen können und die man nur zu vermeiden brauchte, damit die Welt wieder in Ordnung ist. So einfach geht es nicht. Wenn wir uns nicht über unser Verhältnis zu Menschen mit einer Behinderung klar werden, wenn wir nicht beginnen, unsere Haltung zu überprüfen, dann wird es uns nie gelingen, eine diskriminierungslose Sprache zu verwenden. Fahren wir aber fort mit unseren diffamierenden Ausdrucksformen, wird umgekehrt auch das Denken in Bahnen gelenkt, die wenig auf eine Besserung hoffen lassen. Hier beginnt die Verantwortung, die wir alle gegenüber unserer Sprache haben. Vielleicht konnten meine Ausführungen einen kleinen Anstoß geben, diesen Gedanken nachzugehen.

Matthias Rogg

„Lingua bellica?“ –
Überlegungen zum Wechselverhältnis von
militärischer und ziviler Sprache



Matthias Rogg im Erinnerungsort Topf & Söhne, 21.10.2014

Ungewöhnlich heiß ging es im kühlen Norden zu, als der schleswig-holsteinische Philologenverband im Februar dieses Jahres über die Kulturpolitik im nördlichsten Bundesland stritt. Mit Blick auf die Pläne der Landesregierung stellte man die Tagung unter das Motto „Flaggschiff Gymnasium im Fadenkreuz der Küstenkoalition“. Prompt reagierte der SPD-Landesvorsitzende Ralf Stegner, warf dem Philologenverband eine Militarisierung der Sprache vor, und erklärte mit Hinweis auf Flaggschiffe, Geleitzüge und U-Boote: „Mein Leitbild ist übrigens eher Willy Brandt und nicht Karl Dönitz“¹. Mit dem Hinweis auf Admiral Dönitz, den letzten Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg und den von Hitler selbst bestimmten Nachfolger, war das Maß wiederum bei der schleswig-holsteinischen Opposition voll, die jede gedankliche Annäherung an den Nationalsozialismus als böswillige Unterstellung scharf zurückwies.

Die meisten von Ihnen dürften vermutlich jede **Ausflucht** in diese Diskussion mit **Nachdruck** verurteilen, weil der **Vorschlag** ziviler Umgangsformen in jeder Debatte von **Vorteil** ist. Inhaltlich dürften viele dieser Einschätzung folgen, auch wenn die Formulierungen etwas geschraubt klingen mögen. Doch bei näherer Betrachtung offenbaren sich unvermutete Tücken.

Denn **Ausflucht** meinte ursprünglich „übereiltes Ausweichen im Kampf“, der **Nachdruck** leitet sich aus dem Nachdrängen des spätmittelalterlichen Gewalthaufens im Kampf ab, der **Vorschlag** bedeutete im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit den Vorausangriff, und der **Vorteil** schließlich ist nicht anderes als das Verteilen der Beute. Wer hier mehr bekam, war eben im Vorteil². Wenn jetzt beim Lesen die **Alarmglocken** läuten, dann ist besonders Vorsicht angebracht, denn „Alarm“ ist ein italienisches Lehnwort des 15. Jahrhunderts und heißt nicht anderes als „a la arma“: zu den Waffen. Unser Nomen „Lärm“ leitet sich daraus ab.³

An diesem Punkt stellen sich viele Fragen. Wo beginnt die vermeintliche Militarisierung der Sprache und wo hört sie auf? Was meint eigentlich Militarisierung? In welchem Maße wurzelt unsere Sprache in der militärischen Vergangenheit und warum ist das so? Welchen Regeln folgt die Funktionssprache des Militärs? In welchem Kontext sind militärische Bezüge in der zivilen Sprache heute besonders auffällig? Gibt es auch den umgekehrten Weg einer „Zivilisierung“ der militärischen Fachsprache? Können wir in einer postheroischen Gesellschaft die Phänomene der Gewalt, ihrer Organisationsformen und Protagonisten überhaupt noch in Worte fassen? Und schließlich, wie verhält sich das Ganze im internationalen Vergleich in anderen Sprachen?

Die Kürze dieses Beitrags und mehr noch die schütterere Forschungslage erlauben allenfalls schlaglichtartige Bemerkungen und Thesen und keine erschöpfenden Antworten.

Das Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden bietet in seiner neuen Dauerausstellung einen möglichen Zugang. Als historisches Museum mit kulturanthropologischem Ansatz fragt unser Haus nach den Ursachen von Gewalt, seinen Verlaufsformen und den vielfältigen Verflechtungen von militärischer und ziviler Gesellschaft. In seinen Themenparcours wird dabei besonders deutlich, dass militärische und zivile Gesellschaft in historischer Betrachtung keine erratischen Blöcke sind, sondern sich vielfach berühren oder sogar wechselseitig durchdringen. Neben Mode, Musik, Spiel oder Tieren widmet sich ein Bereich auch der Sprache.⁴ Die Gliederung folgt dabei einem Alphabet, um das Universale des Phänomens Militär und Sprache hervorzuheben. Die meisten Besucher sind überrascht, wie viele Redewendungen unserer Alltagssprache aus dem Militärischen kommen.

Beispielsweise „08/15“, die Typenbezeichnung des 1908 eingeführten deutschen Maschinengewehrs „08“ in der Ausführung des Jahres 1915. 08/15 war nicht nur Vorlage der gleichnamigen Romantrilogie von Hans Hellmut Kirst. Es wurde nicht zuletzt zum geflügelten Wort für Monotonie und gleichgültig, mittelmäßig ausgeführte Tätigkeiten. Zum Synonym für Standardisierungen wurde „08/15“ allerdings, weil die DIN, die Deutsche Industrienorm, zur Vereinheitlichung des Herstellungsprozesses erstmals bei der Produktion dieser Waffe angewandt wurde. Ein anderes Beispiel ist der Begriff „Pfusch“, der gemeinhin mit Baumängeln in Verbindung gebracht wird. Doch ursprünglich bezeichnete der Begriff eine fehlerhafte Gewehr- oder Pistolenladung, die nicht knallte, sondern mit einem harmlosen „Pfusch“ ohne Wirkung blieb. Unter der Redewendung „Ein Auge riskieren“ verstehen wir heute, wenn ein schwieriger oder problematischer Sachverhalt mit einem gewissen Risiko betrachtet wird. Ursprünglich geht das geflügelte Wort auf den Kampf mittelalterlicher Panzerreiter zurück, die im Kampfgetümmel ihr Visier öffneten, um besser sehen zu können, und dabei nicht selten „ein Auge riskierten“. Und schließlich sind die meisten Besucher unserer Ausstellung überrascht, dass der Begriff „Scheide“ in der Ursprungsbedeutung die Schutzhülle für eine Stichwaffe meinte und erst seit dem 16. Jahrhundert auch für das weibliche Geschlechtsteil verwendet wird.

Doch mit dem Alphabet von 24 Buchstaben erschöpft sich der zivil-militärische Wortschatz nicht. Im Rahmen eines Forschungsprojektes an der Universität Graz wurden mehr als 600 Begriffe unserer Alltagssprache ermittelt, die ihren Ursprung im Militärischen haben, und unter der Rubrik „Wehrhafte Wortschätze“ im Internet zugänglich gemacht.⁵ Während die

etymologische Erforschung der militärischen Wurzeln unserer Alltagssprache damit ein wichtiges Stück vorangekommen ist, fangen wir erst langsam an, uns mit den Strukturen auseinanderzusetzen. Schon ein cursorischer Blick auf die „Wehrhaften Wortschätze“ zeigt, dass die meisten Begriffe und Redewendungen aus dem Spätmittelalter und der beginnenden Frühen Neuzeit stammen. Die zweite Hälfte der Frühen Neuzeit, also die Zeit zwischen Dreißigjährigem Krieg und Französischer Revolution, und das 19. Jahrhundert wirkte weit weniger wort- und begriffsbildend. Auch wenn die zeitlichen Übergänge natürlich fließend sind, zeichnen sich doch deutliche Schwerpunkte ab.

Die mittelalterlichen Beispiele beziehen sich vor allem auf die Ausrüstung und den Kampf der Panzerreiter und die Heeresaufgebote. Beispielhaft:

„Farbe bekennen“, „Flagge zeigen“ und „etwas im Schilde führen“ (für die Identifikation der Kämpfer),

„sich tummeln“ (durch den Weckruf der Alarmtrommel auf dem Sammelplatz einfinden),

„Klingen kreuzen“, „Haudegen“, „blank ziehen“, „jemand ausstechen“ oder der „Gassenhauer“ (für den Schwertkampf),

für jemanden „eine Lanze brechen“,

und schließlich die schon erwähnten Begriffe „Vorschlag“, „Nachdruck“, „Ausdruck“ oder „Ausfall“ für den Kampf der Gewalthaufen.

Bei allen Termini fällt auf, dass sie sich überwiegend auf den Waffengebrauch der Ritter und die Taktik konzentrieren. Das änderte sich, als sich die Heeresorganisation grundlegend wandelte, nämlich von den kleinen lehensrechtlich gebundenen Aufgebotten des 14. und frühen 15. Jahrhunderts zu den Massenheeren des späten 15. und 16. Jahrhunderts.⁶ Durch zunehmende Hierarchisierung, Verrechtlichung und vor allem Fiskalisierung des Militärwesens sowie die Einführung neuer Techniken und Taktik setzte ein gewaltiger Professionalisierungsschub ein. Dieser fundamentale Wandel vollzog sich mitten in der Gesellschaft und schlug sich deshalb auch in der Sprache nieder. Zahlreiche Begriffe und Redewendungen, die ihre Wurzeln in der Modernisierung des Militärs um 1500 haben, bestimmen bis heute unsere Alltagssprache, ohne dass der militärische Bezug direkt zu erkennen ist, beispielsweise:

„Die Werbetrommel rühren“ (Söldner für den Kriegsdienst anwerben),

„etwas von der Pike auf erlernen“ (eine militärische Karriere als einfacher Pikenträger im Landsknechtshaufen beginnen),

der „Spießler“ (ein einfacher Kriegsknecht mit einer Pike/einem Speiß),

„aufs Korn/ins Visier nehmen“, das „Pulver trocken halten“, „Lunte riechen“ oder „ins Schwarze treffen“ (geflügelte Worte, die alle mit der Einführung von Feuerwaffen zu tun haben),

„Stellung beziehen“ (die immer wichtigere Artillerie in schussgünstige Position bringen),

„bestücken“ (mit „Stücken“, also leichter und schwerer Artillerie aufrüsten),

„herumfuchtel“, „mit dem Säbel rasseln“ (der Wechsel der Blankwaffen vom Schwert zu Degen und Säbel),

„quer schießen“ (für ein Vorgehen aus unerwarteter Richtung),

und schließlich der „Spießrutenlauf“, der auf das Kameradenrecht der Selbstjustiz und damit den eigenen Rechtsraum in den Landsknechtsheeren des 16. Jahrhunderts verweist.

Neue Termini etablierten sich erst wieder, als nach dem Dreißigjährigen Krieg und der Epoche der Landsknechts- und Söldnerheere die stehenden Heere der frühmodernen Staaten entstanden. So wurde aus dem „Spießler“ der „unsichere Kantonist“ (der in einem Kanton oder Kreis ausgehobene Soldat, auf den man sich nicht verlassen kann). Und der einstmals noch selbstbewusste Landsknecht avancierte zum Deserteur, der „die Flinte ins Korn warf“, wenn er nicht mehr kämpfen wollte.

Das Verb „avancieren“ verdeutlicht, dass die Militärsprache des 18. Jahrhunderts international war und sich stark am französischen Vorbild orientierte. So mutierte im deutschen Sprachraum der „Troß“ zur „Bagage“, der „Angriff“ zur „Attaque“, das „Fähnlein“ zur „Compagnie“, das „Artilleriestück“ zur „Canon“ und das „Fußvolk“ schließlich zur „Infanterie“. Auch in der Alltagssprache finden sich Reminiszenzen, beispielsweise im „Husarenstück“ (dem frechen, überraschendem Vorgehen) oder in der selbsterklärenden Redewendung „den Marsch blasen“.

Das 19. Jahrhundert, in dem das Militärische schrittweise zum „Letztwert“ verkam und die Militarisierung von Staat und Gesellschaft einem vorläu-

figen Höhepunkt zutrieb, bleibt in der Sprachgebung merkwürdig blass. Obgleich der Kasernenhoftön, vor allem in den deutschen Amtsstuben nach der Reichsgründung, zunehmend lauter wurde, scheint er nicht wortprägend gewesen zu sein. Allenfalls der Terminus der „Avantgarde“ begann sich langsam zu etablieren, und heute vermag sich kaum jemand vorzustellen, dass sich die Bezeichnung für künstlerischen Fortschritt aus der Kriegskunst ableitet, nämlich dem Vorgehen der Garde in der Schlacht, um die Entscheidung zu suchen.

Mit der tief greifenden Veränderung des Kriegsbildes im Ersten Weltkrieg entwickelten sich auch neue Fachtermini. Die immer stärker beherrschende Mechanisierung und Rationalisierung des Krieges machte auch vor der Sprache nicht halt. Abkürzungen, oft aus Typenbezeichnungen abgeleitet, oder Akronyme spielten dabei eine gewichtige Rolle. Das Maschinengewehr „08/15“ steht stellvertretend dafür. Einige Begriffe fanden ihren Weg auch in die Alltagssprache, zum Beispiel „Trommelfeuer“ oder „Sperrfeuer“ für eine unablässige Penetration, das „Niemandland“, mit dem die Todeszone zwischen den Schützengräben benannt wurde, oder das Verb „ausschalten“, das ursprünglich einen Feuerbefehl mit Wirkungsabsicht bezeichnete.

Während einige Begriffe aus dem Ersten Weltkrieg immerhin alltagstauglich geworden sind, hat sich die militärspezifische Sprache des Zweiten Weltkriegs erstaunlicherweise kaum im Alltag niedergeschlagen. Für eine vollständige Niederlage wird schon einmal die Formulierung „sein Waterloo erleben“ verwendet. Aber kaum jemand käme auf die Idee, im gleichen Zusammenhang zu sagen, jemand habe sein „persönliches Stalingrad“ erlitten – obwohl beides doch das Gleiche meint. Diese Distanzierung vom Zweiten Weltkrieg und der Wehrmacht ist auffällig für die deutsche Alltagssprache, während im angelsächsischen Sprachraum „The Blitz“ (abgeleitet vom Blitzkrieg) und „German Panzer“ zum selbstverständlichen Repertoire der Sprache gehören, wenn auf deutsche Leistungen oder mehr noch, die Angst vor Deutschland angespielt wird. Auffallend häufig werden diese Analogien im Zusammenhang von Politik und Sport verwendet – nachgerade, wenn Fußballpaarungen Deutschland gegen England oder Spanien angesetzt sind. „Den Ausdruck ‚el panzer‘ [...] wird der deutsche Fußball in unserer Lebenszeit nicht mehr los.“⁷

Diese Beobachtung führt zu genau den Feldern, in denen militärische Termini bis heute besonders häufig auftauchen. Im Sport und hier ganz besonders im Fußball sind die militärischen Aphorismen allgegenwärtig. Sicherlich hat das mit dem Charakter des Fußballs als Mannschafts- und Kampfsport zu tun, der obendrein stark von der Taktik bestimmt wird. „Angriff“, „Angriffsspitzen“, „Verteidigung“, „Gegenstoß“, „überflügeln“, aber auch der legendäre „tödliche

Pass“ und die „Torjägerkanone“ für den besten Torschützen gehören dazu. Mir scheint, dass Fußballreporter immer dann, wenn das Spiel spannend wird oder einem Höhepunkt zutreibt, besonders gerne auf militärische Metaphern zurückgreifen. Es ist aber nicht nur das Spiel, sondern auch das kulturelle Umfeld des Fußballs, in dem eine dem Militär entlehnte Sprache Einzug gehalten hat, zum Beispiel wenn Fans als „Schlachtenbummler“ oder die Gesänge im Stadion als „Schlachtgesänge“ bezeichnet werden. Die Aufladung der Sportsprache mit militärischen Aphorismen hat sicher viele Gründe. Eine Ursache könnte damit zu tun haben, dass sportliche Großveranstaltungen in einer Zeit, in der nationale Gegensätze, zumindest in der westlichen Welt, zunehmend geringer werden, das Bedürfnis nach nationaler Identität und Alterität in einer unverfänglichen Weise befriedigen. Zugespitzt formuliert, werden die oft gewaltsamen National- und Regionalkonflikte der Vergangenheit heute in den Fußballstadien ausgetragen. Die gewaltdurchsetzte Sprache im Umfeld des Fußballs wäre ein weiteres Indiz dafür.

Ein zweiter Bereich, in dem militärische Aphorismen gern verwendet werden, ist der politische. Dazu gehören nicht nur die allgegenwärtigen Begriffe der „Taktik“ und „Strategie“, sondern auch das Personal – vom „Parteisoldaten“ bis zum „Generalsekretär“, die „politische Offensive“, der „verbale Schlagabtausch“ oder die Forderung, „die Reihen geschlossen zu halten“. Ähnlich wie im Fußball scheinen Politiker und in abgeschwächter Form auch politische Journalisten vorzugsweise dann militärische Formulierungen zu entlehnen, wenn Sie einen Sachverhalt zuspitzen wollen. Das eingangs erwähnte Beispiel aus der schleswig-holsteinischen Landespolitik legt diese Vermutung nahe. Der Rückgriff auf die Militärsprache scheint demnach zu suggerieren, dass man es besonders ernst meint, dass nicht mehr Verhandeln, sondern Handeln gefordert ist. Wenn die Formulierung „wirtschaftliche Sanktion“ nicht mehr ausreichend erscheint, ist der Schritt zum „Wirtschaftskrieg“ nicht mehr weit. Aus dieser Sicht ist die Militärsprache zu einem Mittel der rhetorischen Verstärkung geworden, die jeder versteht und klare Botschaften der Entschiedenheit und eventuell auch Konfliktbereitschaft aussendet.

Mit der heute praktizierten Funktionssprache⁸ des Militärs hat all das wenig zu tun. Sie ist geprägt von Anglizismen und vor allem von Abkürzungen und Reduktionen, die der Befehls- und Funkbetriebssprache entlehnt sind: „Um Achthundert Zulu auf SPW aufsitzen und verlegen nach Checkpoint Bravo“ heißt nichts anderes als „Um 8 Uhr NATO Standarduhrzeit einen Schützenpanzerwagen besteigen, um zum Kontrollpunkt B zu fahren“. Diese rein funktionale, an den Bedürfnissen der Befehlsgebung orientierte und einer eigenen Grammatik folgende Sprache hört sich für den Außenstehenden

sehr technisch und vor allem fremd an – aber sie ist relativ leicht zu lernen, und sie funktioniert. Sie ist, ähnlich der Seemannssprache, der Jägersprache und natürlich der Sprache wissenschaftlicher Fachdisziplinen, auch ein Mittel der Identitätsbildung und der Abgrenzung („Distinktion“). Erstaunlicherweise hat diese im militärischen Alltag benutzte Sprache nach meiner Beobachtung bislang keinen Einzug in die zivile Sprache gefunden. Sie ist den meisten Menschen fremd, so wie ihnen das fremd ist, was die Soldaten tun – ganz besonders in den Einsätzen.

Ganz anders ist das bei den im militärischen Kontext immer wieder anzutreffenden Euphemismen, den sprachlichen Beschönigungen und Verschleierungen. Dazu zählen Begriffe wie:

„Kollateralschäden“ (wenn zivile statt militärische Ziele getroffen werden),

„chirurgische Eingriffe“ (für gezielte, Gewalt minimierende Eingriffe),

„robuste Mandate“ (für militärische Einsätze, die auch den Einsatz von Waffen einschließen)

oder das „Chief Targeting“ (für die Identifizierung von Personen, die gezielt getötet werden sollen).

Formulierungen dieser Art sind problematisch. Mit gutem Grund finden sie sich häufig in der Riege der „Unwörter des Jahres“. Im politischen und damit natürlich auch öffentlichen Diskurs sind sie schädlich, weil sie nur schön reden, was in Wahrheit gewaltbestimmt und in letzter Konsequenz tödlich ist. Wenn wir verstehen wollen, um was es geht, müssen wir die Dinge auch beim Namen nennen. Ähnlich verhält es sich mit der Vermeidung des Wortes Krieg, das durch Verschleierungen wie „militärische Konfliktlösung“ die Sache nicht besser macht.⁹

Die Frage, ob „Scheingefechte“ oder „Spiegelfechtereien“ zu einer Bellizierung unserer Sprache führen, ist dabei müßig. Denn eine verordnete Pazifizierung unserer Sprache würde schon deshalb nicht funktionieren, weil das kulturgeschichtliche Wurzelgeflecht des Militärs so tief reicht. Wohl niemand würde gerne auf das schöne Wort „Reise“ verzichten – aber kaum jemand weiß, dass mit dem mittelhochdeutschen „reisaere“ nicht „Urlaub machen“, sondern „in den Krieg ziehen“ gemeint war.¹⁰ Wo sollte man hier anfangen und wo aufhören?

Ich wünsche mir einen souveränen Umgang mit den militärischen Wurzeln unserer Sprache, eine Haltung zu unserem sprachlichen und damit kultu-

rellen Erbe, die nicht vorschnell kategorisiert und urteilt, sondern bewusst macht. Vor allem wäre es spannend, in internationaler Perspektive komparativ zu untersuchen, ob es dort ähnliche zeitliche und inhaltliche Schwerpunkte gibt, ob Militarismen auch in anderen Sprachen zur rhetorischen Verstärkung genutzt wurden und werden und wie man dort mit Verschleierungen umgeht. Bislang hat sich die Forschung mit diesen Themen nicht befasst – das ist schade, denn der Erkenntnisgewinn liegt auf der Hand.

¹ dpa, 27.02.2014.

² Kurt Graf von Schweinitz: Die Sprache des deutschen Heeres. Osnabrück 1989, S. 16.

³ Peter Payer: Vom Geräusch zum Lärm. Zur Geschichte des Hörens im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Wolfram Aichinger (Hg.): Sinne und Erfahrung in der Geschichte. Innsbruck u. a. 2003, S. 173–191, hier S. 186 f.

⁴ Militärhistorisches Museum der Bundeswehr: Ausstellungsführer, hg. von Gorch Pieken und Matthias Rogg. Dresden 2011, S. 80–81.

⁵ <http://wortschaetze.uni-graz.at/de/projekt-wehrkultur/>; vgl. auch Gerhard Zimmermann: Vom Kommiß zum „Blitz“. Beiträge zur historischen Soldatensprache und zum Landserjargon. In: Zeitschrift für Heereskunde, 03/S. 134 f.; 03/S. 195; 04/S. 42 f.; 04/S. 82; 04/S. 128 f.; 05/S. 38 f.

⁶ Vgl. Matthias Rogg: „Ei oder Henne?“ – Anmerkungen zum Verhältnis von Militär, Staat und Gesellschaft im frühzeitlichen Europa. In: Irene Schneider (Hg.): Orientwissenschaftliche Hefte 12.2003. Mitteilungen des SFB 586 „Differenz und Integration“. Halle 2003, S. 1–24.

⁷ Paul Ingendaay: Panzer zu Porsche. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.11.2014, S. 32.

⁸ Die Funktions- und Alltagssprache des Militärs im Kalten Krieg kann an dieser Stelle nicht vertieft werden. Zu den grundlegenden Unterschieden zwischen Bundeswehr und Nationaler Volksarmee; vgl. Rainhard Hauschild: Ich glaub' mich knutscht ein Elch. Sprüche aus der Bundeswehr. Herford 1980; Heinz Küpper: ABC-Komiker bis Zwitschergemüse. Das Bundessoldatendeutsch. Wiesbaden 1978; Klaus-Peter Möller. Der wahre E. Ein Wörterbuch der DDR-Soldatensprache. Berlin 2000.

⁹ Kurt Graf von Schweinitz: Streifzug durch die Militärsprache. Osnabrück 1992, S. 105–107.

¹⁰ Matthias Lexer: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Mit Nachträgen von Ulrich Pretzel. Stuttgart 1992³⁸, S. 166.

Ulla Fix

Offizielle und widerständige Sprache in der DDR



von links nach rechts: Manuel Leppert, Ingo Petz, Ulla Fix in der Gedenkstätte Andreasstraße, 30.10.2014

„Der Diskurs [...] ist dasjenige, worum und womit man kämpft, er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht.“¹

Mein Beitrag befasst sich mit dem Sprachgebrauch in der Revolution von 1989. Ich will zeigen, wie sich das informelle Sprechen dieser Zeit vom Sprachduktus der DDR, von deren öffentlicher Sprache also, abgehoben hat. Dabei gehe ich in zwei Schritten vor.² Zunächst wird gefragt, wie Sprache und ihr Gebrauch als Machtinstrumente in der DDR funktioniert haben; denn nur, wenn man das weiß, kann man verstehen, worin das Sich-Abheben, das Andersmachen bestanden hat. Im zweiten Schritt wird darauf eingegangen, wie die Sprache aus den Machtgefügen der DDR ausbricht. Das wird an einem Vergleich gezeigt: Beispiele der alljährlich vom Zentralkomitee (ZK) der SED vorgegebenen Losungen zum 1. Mai werden Sprüchen gegenübergestellt, die auf den Demonstrationen im Herbst 1989 gerufen beziehungsweise getragen wurden.³ Bei der Wahl der Beispiele stütze ich mich zum Teil auch auf sprachbiografische Interviews, die in den 1990er Jahren erhoben worden sind. Personen, die die DDR bewusst, also als Jugendliche beziehungsweise Erwachsene, erlebt haben, wurden damals zu ihren Spracherfahrungen in der DDR befragt.⁴

1. Wie funktionierten Sprache und Sprachgebrauch als Machtinstrumente der DDR?

In meinem Beitrag beziehe ich mich auf Michel Foucault, der das Funktionieren von Gesellschaften ausdrücklich unter dem Vorzeichen der Macht betrachtet hat. Seine Grundidee ist: Jede Gesellschaft funktioniert dadurch, dass sie die Macht über Wissen und Sprechen innehat und diese unter allen Umständen festzuhalten versucht. Es mag vielleicht verwundern, dass diesen „weichen“ Instrumenten, dem Wissen und der Sprache, und nicht dem „harten“ Instrument des Waffengebrauchs soviel Gewicht beigemessen wird. Schaut man sich jedoch die Praxis an, so sieht man, dass diese Gewichtung gute Gründe hat. Dass die Mächtigen das Wissen aller kontrollieren und das öffentliche Sprechen in der Gemeinschaft regeln, befestigt ihre Position. Wie nun kontrollieren sie das Wissen und was gewinnen sie dabei? Die Kontrolle besteht darin, dass von oben bestimmt wird, wer etwas wissen oder nicht wissen darf, und dass die Inhalte des Wissens, das heißt also, was jemand wissen darf, zugeteilt werden. Dass diese Praxis überall so ist, steht uns klar vor Augen, wenn wir an die in der Politik üblichen Verfahren der Geheimhaltung, Vortäuschung, Verschleierung und Beschönigung von Fakten denken. Die DDR-Spezifik zeigt sich in folgendem Zitat: „Wir haben in unserem Fachbereich immer offen diskutiert, wenn auch nur in inneren Zirkeln.“⁵ Hier wird deutlich: Es galt als völlig normal, dass das offene Spre-

chen und damit der Gewinn an Informationen eine den Eliten vorbehaltene Möglichkeit war und außerhalb der Eliten nicht stattfand. Die Kontrolle des Wissens ging zusammen mit der Aufsicht über das Sprechen: Die Mächtigen bestimmten, **wem** es erlaubt war, öffentlich zu sprechen, und außerdem, **wo** und **in welcher Weise** und **worüber** sich jemand äußern durfte. Ein Beispiel dafür ist, dass in der DDR Veranstaltungen nicht spontan stattfinden konnten. Sie mussten mit der Zahl und der Charakterisierung der Teilnehmer sowie der Angabe des Themas und des Ortes angemeldet werden. Niemand konnte also frei entscheiden, zu einem Thema seiner Wahl öffentlich zu sprechen. Die einzige Ausnahme bot die Kirche, unter deren Dach unangemeldete Treffen zu selbstbestimmten Themen möglich waren.

Die Folgen dieser Beschränkungen: Wenn man nur eingeschränkt informiert wird, dann ist der Wissenshorizont zwangsläufig begrenzt. Und selbst über das vergleichsweise Wenige, das unter solchen Umständen zum eigenen Wissenshorizont gehört, darf öffentlich nicht geredet werden. So dürfen zum Beispiel keine Bedenken, keine Zweifel, keine Gegenargumente oder kritischen Fragen zur Sprache gebracht werden. Und das heißt, nichts darf getan werden, was der eigenen Erkenntnis weiterhelfen würde.

Hat man sich dies erst einmal klar gemacht, ist besser nachvollziehbar, was in der DDR im Bereich der öffentlichen Sprache an Einschränkung stattfand, und von welcher Tragweite die sprachliche Befreiung im Herbst 1989 war.

Dass ein Diskurs nach bestimmten Regelungen abläuft, das heißt, dass er, so Foucault, organisiert, kontrolliert, korrigiert und selektiert wird, gilt in bestimmtem Maße überall. In totalitären und autoritären Systemen sind diese Mechanismen aber besonders ausgeprägt und, was das Entscheidende ist, sie liegen in **einer** Hand. Was heißt das? Die Rede ist hier von der öffentlichen Sprache in der DDR (nicht von Ausdrucksweisen einzelner Gruppen, Parteien, Schichten). Es geht um eine „durchherrschte“ Gesellschaft, eine Gesellschaft also, die, so Kocka, gekennzeichnet ist durch „die [...] unbegrenzte Herrschaftsmacht von Staat und Partei“. ⁶ Eine einzige Machtinstanz regelte den Diskurs rigide und einheitlich. Das hatte einen massiven Prozess der Entdifferenzierung zur Folge: Alles klang gleich, öffentlich sagten alle dasselbe mit denselben Worten. Wer ausbrach, gab sich als Abweichler, Außenseiter, ja Gegner zu erkennen. Das zeigt der Fall einer Kindergartenleiterin in der Nähe von Leipzig. Obwohl sie in ihrem Beruf erfolgreich und geachtet war, hatte sie, wie sie in einem sprachbiografischen Interview berichtet, jedes Mal Angst, wenn die „Oberen aus der Stadt“ (die Vertreter der Parteileitung) in ihren Kindergarten auf dem Dorf kamen, weil sie zwar wusste, was sie über ihre Arbeit zu berichten hatte, aber nicht, welche politischen Aussa-

gen von ihr erwartet wurden und wie sie diese in die „richtigen“ Worte fassen sollte. ⁷ Sie beherrschte den Parteijargon nicht, von dem sie aber wusste, dass sein Gebrauch der Nachweis für die Zustimmung zum System war. In einer solchen gleichförmigen, ja genormten Kommunikation muss man dort mit Übereinstimmungen rechnen, wo sich in Diskursen pluraler Gesellschaften starke Unterschiede zeigen können. Ob Zeitungskommentar, Nachricht, Leserbrief, Diskussion im Betrieb, Plan im Elternaktiv oder Interviewäußerung – alle Bereiche des öffentlichen Lebens der DDR waren von dieser „funktionale[n] Entdifferenzierung“ ⁸ betroffen. Alles klang gleich.

Wie ist diese Einheitlichkeit im konkreten Fall zustande gekommen? Man hatte es bei der Sprachverwendung sowohl mit äußerem als auch mit innerem Druck zu tun.

Mit der Sprachverwendung unter äußerem Druck sind die Fälle gemeint, in denen Sprachpolitik und Sprachlenkung sichtbar „von oben“ gewirkt haben. Ich nenne nur einige solcher Prozesse, um das Gemeinte zu illustrieren:

- **Medienlenkung:** Es gab feste Mechanismen der Medienlenkung, vor allem den strikt von oben nach unten gerichteten Prozess der Belehrung, Schulung, Kontrolle und Zensur ⁹ durch den Generalsekretär der SED selbst, durch den ZK-Sekretär für Agitation und Propaganda, die Agitationskommission beim Politbüro der SED und andere. In wöchentlichen Veranstaltungen, zu denen sie eingeladen waren, wurden die wichtigsten Vertreter der Medien mit Informationen und Argumentationen versorgt. Direkte Wortvorschriften waren eher selten, weniger selten dagegen war die Ahndung „falschen“ Wortgebrauchs in einem Prozess der „Nachzensur“. Noch 1988 wurde ein Journalist der Neuen Berliner Illustrierte fristlos entlassen, weil er die die Kämpfer der Novemberrevolution als „eine verlorene Truppe“ ¹⁰ bezeichnet hatte.
- **Vorgeschriebene Weltanschauung:** Die als einzige mit dem Anspruch auf absolute Wahrheit akzeptierte und nachhaltig beförderte Weltanschauung, die des Marxismus/Leninismus, brachte zwangsläufig auch eine vorgeschriebene Terminologie und damit die Festlegung der Denkwege mit sich. Man konnte öffentlich nicht über andere Kategorien reden, zum Beispiel nicht verschiedene Auffassungen von Demokratie diskutieren, sodass kein öffentliches Gespräch über Veränderungen möglich war.
- **Vorgeschriebene Texte:** Nicht nur Argumentationsstränge und Terminologien, sondern auch ganze Texte konnten vorgegeben sein. Das war zum Beispiel der Fall bei den vom ZK der SED nach Inhalt und Wortlaut vorgegebenen Losungen. Dazu wird weiter unten mehr gesagt werden.

Neben dem äußeren Druck gab es aber auch eine Sprachverwendung unter innerem Druck. Damit ist gemeint, dass Muster des öffentlichen Sprechens auch unsichtbar gewirkt haben, dass sie von vielen verinnerlicht wurden und man ihnen unbewusst folgte, selbst dann, wenn es gar nicht nötig gewesen wäre. Es folgen Beispiele dafür:

- Unbewusste Verinnerlichung von Mustern beschönigenden oder offiziellen Wortgebrauchs: Pappert¹¹ hat kurze Interviews des Rundfunks der DDR aus den 70er und 80er Jahren, in denen „normale“ Bürger nach ihrem arbeitsweltlichen Alltag befragt wurden, auf ihre Argumentations- und Sprechweise hin untersucht. Es zeigt sich: Auch dort, wo es in den Interviews um Privates ging, dominierte der Duktus der öffentlichen Rede. Auf die Frage zum Beispiel, was ein Interviewpartner für sich persönlich vom neuen Jahr erhoffe, antwortete er¹²:

„[...] ich würde sagen, Grundvoraussetzungen dazu und mein Wunsch ist, dass es uns auch weiter gelingen wird [...], ein weiteres Jahr den Frieden zu erhalten [...] das ist meines Erachtens das Grundanliegen unserer gesamten Politik [...] in Verbindung mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten.“

- Inflationäre Verwendung verinnerlichter beschönigender Mittel: Eine eigentlich schlechte Situation wurde als guter Zustand dargestellt, den es lediglich noch weiter zu verbessern galt. Dazu dienten die sogenannten noch+Komparativ-Konstruktionen, wie zum Beispiel in folgendem Text:

„Arbeiter und Bauern, die überwältigende Mehrheit des Volkes, schließen sich in diesen Tagen noch enger um die SED, ihr Zentralkomitee und dessen Generalsekretär Erich Honecker, zusammen. Unbeirrt schreiten wir weiter vorwärts zum 40. Jahrestag der DDR und zum XII. Parteitag der SED.“¹³

Der mit konstatierender und beschwörender Intention formulierte Text stammt aus einem Bericht über den Besuch von Jegor Ligatschow, führender Parteifunktionär der Sowjetunion, in der Landwirtschaftlichen Kooperationsgemeinschaft Neuzelle. Der Besuch fand im September 1989 statt, also zu einer Zeit, in der die Proteste und Ausreisewünsche der Bevölkerung in der DDR immer lauter wurden. Das beschönigend Mitgeteilte stand in krassem Widerspruch zur Wirklichkeit.

2. Wie brach die Sprache aus dem Machtgefüge der DDR aus? Wie hat sich das informelle Sprechen dieser Zeit vom Duktus der öffentlichen Sprache in der DDR abgehoben?

Das grundsätzliche Merkmal widerständiger Sprache in der DDR ist, dass sie gewollt anders ist als der herrschende Sprachgebrauch. Sie wendet sich von den üblichen Mustern und Wörtern ab, sie bricht die Muster, spielt mit ihnen und stellt damit den herrschenden Sprachgebrauch infrage. Sie provoziert durch das Anderssagen. Ich werde das an der Gegenüberstellung von DDR-Losungen und Demo-Sprüchen des Herbstes 1989 knapp zeigen. Losungen und Demo-Sprüche sind zwei scheinbar sehr ähnliche, miteinander verwandte Textsorten. Die Texte beider Textsorten vermitteln eine politische Botschaft. Beide sind kurz und knapp, zum Sprechen und Zeigen (auf Transparenten) in der Öffentlichkeit gedacht. Dennoch sind sie grundsätzlich verschieden. Der Name **Losung**, wie er in der DDR gebraucht wurde, bezeichnete einen von der SED vorgegebenen politisch werbenden Spruch. Die wichtigsten Losungen, also die für die Demonstrationen zum 1. Mai bestimmten, wurden im April eines jeden Jahres vom ZK der SED in ihrem „Zentralorgan“, dem „Neuen Deutschland“ veröffentlicht. Ihre Verwendung war zwingend. Man durfte nicht selbst Texte ausdenken beziehungsweise suchen, um seine eigenen Probleme zu formulieren. Das weithin bekannte Beispiel dafür ist die Losung, die den Ausspruch von Rosa Luxemburg zitierte, dass Freiheit immer die Freiheit des Andersdenkenden sei. Das Zitat war am 17. Januar 1988 bei den jährlichen offiziellen Feierlichkeiten zu ihrem Todestag in Berlin auf einem Plakat zu lesen. Der Vorfall hatte eine Verhaftungs- und Ausweisungswelle zur Folge und gilt als ein Vorbote der politischen Wende von 1989. Anders als bei Wahlslogans in demokratischen Gesellschaften üblich, wandten sich die Losungen nicht an eine spezielle Adressatengruppe, sondern als Stimme der „Einheitspartei“ undifferenziert an alle Bürger des Landes. Die Losungen sollten ein Gruppenbewusstsein der DDR-Bürger schaffen, also integrierend wirken. Folgen für die Sprachgestalt waren unter anderem Stereotypie, leeres Pathos, Wörter ohne Aussagekraft, Unbestimmtheit in den Sprachhandlungen.

Mit **Demo-Sprüchen** sind die Texte gemeint, die auf den Demonstrationen des Herbstes 1989 in der DDR getragen und gerufen wurden. Diese Sprüche waren nicht von oben vorgegeben. Hinter ihnen stand vielmehr eine Vielzahl von (noch) nicht legalisierten Gruppen und von Einzelpersonen. Allein in dieser Urheberschaft bestand schon ein Angriff auf das Prinzip des Systems. Während die Losungen einen einzigen Autor, die SED, hatten, gab es mit den Demo-Sprüchen eine nicht überschaubare und vielfältig orientierte Menge von Urhebern, die sich an sehr unterschiedliche Interessengruppen richteten. Die Beteiligten machten auf diese Weise von ihrem bisher im-

mer vorenthaltenen Recht der Meinungsäußerung vielfältigen Gebrauch. Die Vielfalt zeigt sich im Inhalt und in der schöpferischen, neuartigen, teils witzigen Formgebung. Es wurden ganz konkrete Anliegen genannt, und statt der ritualisierten, sinnentleerten Form der alten Losungen zeigte sich eine Fülle rhetorisch-stilistischer Elemente, mit denen das Anliegen kreativ – spielerisch, humoristisch, anspielungsreich – vorgetragen wurde. Auch hier wurde Integration angestrebt – aber nicht Anpassung, sondern Gemeinschaftlichkeit im Ausdruck von Widerstand. Am Vergleich von Beispielen für Losungen und Demo-Sprüche soll das gezeigt werden.

Die Themen der Losungen sind sinnentleert, abstrakt. Was er sich konkret unter *Sozialismus in den Farben der DDR*¹⁴ vorstellen soll, bleibt dem Leser verschlossen. Dasselbe ist der Fall in der Losung *Weiter voran unter dem Banner von Marx, Engels und Lenin*. Welche Vorstellung soll man von dem Banner von Marx, Engels und Lenin haben? Auch die Intentionen der Texte bleiben unklar. Sie sind (bewusst?) unscharf gelassen worden. In der Losung *Mit erfüllten Plänen zur Wahl!* könnte sowohl die Intention des Behauptens als auch die des Aufforderns gemeint sein. Es könnte also sowohl verstanden werden – *Wir haben die Pläne erfüllt* als auch *Die Pläne sollen erfüllt werden*. Eine ebensolche Unschärfe findet sich in den sogenannten „Hochwertwörtern“, also in Wörtern, die man als sehr positiv bewertet kennt, denen man aber, würde man danach gefragt, nur schwer einen Inhalt zuordnen kann. Was genau hat man unter den Wörtern *Erfolg, Frieden, Sozialismus, Solidarität, Produktivität* zu verstehen? Welche Art von Erfolg ist in dem Losungstext *Weiter voran zu noch größeren Erfolgen* gemeint? Hinzu kommt die schon beschriebene beschönigende Formelhaftigkeit in der Steigerung durch die noch+Komparativ-Formel. Die Demo-Sprüche unterscheiden sich in jeder Hinsicht grundlegend von den Losungen. Ihre Themen sind konkret, wie die folgenden Beispiele zeigen:

„Gute Luft statt schlechte Kohle. Rettet die Dübener Heide.“

„Freie Einsicht in die Kaderakten.“

„Die Mauer muss weg.“

Die Intentionen, die sie verfolgen, sind klar zu erkennen. Sie haben nichts mehr mit Behaupten und Beschönigen zu tun. Die folgenden Beispiele zeigen das, es geht um ganz andere Sprachhandlungen, zum Beispiel Fragen, Appellieren, Danken.

Fragen: „SED, was war das?“

Moralisches Appellieren: „Schämt euch was!“

Danken: „Kirche, wir danken dir.“

Beschimpfen: „Harry Tisch, du fauler Wisch!“

Gefühle äußern: „SED, das tut weh.“

Drohen: „Wenn die SED nicht geht, gehen wir.“

Fordern: „Stasi in die Volkswirtschaft!“

Zitieren (beim Wort nehmen): „Vorwärts immer, rückwärts nimmer.“ (Erich Honecker)

Verbreitet war die Mischung mit anderen Textsorten und die Verwendung von Anspielungen. Sprichwörter zum Beispiel wurden entweder einfach wiedergegeben oder es wurde mit ihnen gespielt:

„Verdummung und Stolz wachsen auf einem Holz.“

„Lügen haben kurze Beine. Gysi zeig uns doch mal deine.“

Traueranzeigen wurden genutzt, um das Ende der SED anzuzeigen:

„SED *21.April 1946 – † 6. Mai 1990“¹⁵

Das Bibelzitat stellte eine ethische Forderung vor Augen und bekräftigte zugleich die Verbindung zur Kirche, die damals für viele bestand:

„So soll es nicht sein unter euch; sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer der erste sein will unter euch, der sei euer Knecht.“ (Matthäus 20, Vers 26 und 27)

Spiele mit der Sprache zeigen sich im Spiel mit Worten, mit Reimen, mit Gleichklang und Schreibung. Alles Mittel, die man vor allem aus literarischen Texten kennt, die aber hier in den Alltagsgebrauch übernommen wurden. Auch der Gebrauch nicht sprachlicher Zeichen wie Fahnen, Bilder etc. gehört hierher.

Wortspiel:

„Lieber Kohlplantage als sozialistische Versuchsfarm.“

Kinderreim:

„Das ZK ins Altersheim, Gysi soll der Pförtner sein.“

Abzählvers:

„1, 2, 3 am 6. [Mai, U.F.] sind wir frei.“

Spiel mit Gleichklang und Schreibung:

„Rechtssicherheit ist die beste Staatssicherheit.“

„Luft entschwefeln – Politik entschwafeln“

„SED – Sicher Ein Debakel“ (Akrostichon)¹⁶

Nicht sprachliche Zeichen:

Ein Kreuz mit den Zahlen 1946 * – 1990 †

Fahnen ohne DDR-Symbol

Sarg mit der Aufschrift „SED“

Resümee:

Was wurde im Herbst 1989, bezogen auf das öffentliche Sprechen, anders? Die Protestierenden ergriffen von sich aus das Wort. Sie bestimmten ihre Themen selbst und fanden ihre eigene Sprache. Dabei lebten sie vom Spiel und vom Experiment. Die lange Zeit verschüttete Kreativität brach wie in einer Explosion auf. Um das wirklich würdigen zu können, muss man wissen, dass es für diesen kreativen Umgang mit der Sprache keine Vorbilder gab. So etwas hatte man im öffentlichen Bereich der DDR zuvor nie gesehen. Es war also ein ganz eigenes kreatives Bedürfnis und Vermögen, das sich ausdrückte und damit den absoluten Gegensatz darstellt zur öffentlichen Sprache der DDR.

¹ Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am College de France 02. Dezember 1970. Frankfurt am Main 1996. Originalausgabe: L'ordre du discours. Gallimard. Paris 1972.

² Der Duktus der mündlichen Rede wird im Wesentlichen beibehalten.

³ Die hier angeführten Beispiele wurden in Leipzig gesammelt.

⁴ Ulla Fix/Dagmar Barth: Sprachbiographien. Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR. Inhalte und Analysen narrativ-diskursiver Interviews. Frankfurt am Main/Berlin/Bern 2000.

⁵ So ein wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Marxismus-Leninismus an der Karl-Marx-Universität Leipzig in der Leipziger Volkszeitung vom 04./05.06.1994.

⁶ Jürgen Kocka: Eine durchherrschte Gesellschaft. In: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka & Hartmut Zwahr (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, S. 547-553, hier S. 549.

⁷ Vgl. Fix/Barth: Sprachbiographien. S. 240 f.

⁸ Jürgen Kocka: Eine durchherrschte Gesellschaft. S. 550.

⁹ Annett Heitsch: Vorgegeben und zensiert – Sprachlenkung am Beispiel von DDR-Pressetexten. Magisterarbeit. Institut für Germanistik der Universität Leipzig. Leipzig 1995.

¹⁰ Ebd., S. 29.

¹¹ Steffen Pappert: Politische Sprachbeispiele in der DDR. Frankfurt am Main/Berlin/Bern 2003.

¹² Das Mundartliche des Textes, das in der Publikation wiedergegeben wird, wurde hier der Lesbarkeit halber geglättet.

¹³ Neues Deutschland vom 14.09.1989.

¹⁴ Erich Honecker am 11.11.1988 in einer Rede vor Sportlern der Olympischen Sommerspiele.

¹⁵ Der 06.05. war der eigentlich vorgesehene Termin für die Volkskammerwahl. Für diesen Tag rechnete man mit dem Ende der SED. Er wurde vorgezogen auf den 18.03.1990.

¹⁶ Ein Akrostichon ist eine Form, bei der die Anfänge (Buchstaben bei Wortfolgen oder Wörter bei Versfolgen) hintereinander gelesen einen Sinn ergeben, beispielsweise einen Namen oder einen Satz.

Ingo Petz

Belarus – Sprache als Selbstbehauptung und Identität



Ingo Petz in der Gedenkstätte Andreasstraße, 30.10.2014

Das Belarussische führt seit Jahrhunderten einen Überlebenskampf, der immer wieder starke Kulturarbeiter hervorbringt.¹

Sprache ist Identität, Kultur. Sie formt unsere Vorstellung, unsere Welt, unser Ich. Sie formt auch die Welt, die sich andere von uns machen. Mancherorts ist die Sprache, mit der man sich durch seinen Alltag bewegt, nicht Sache des Schicksals, sondern immer noch eine Frage der Entscheidung, eine Frage der Haltung, eine Frage des Willens und der Behauptung.

So in Belarus oder Weißrussland, wie dieses osteuropäische Land bei uns fälschlicherweise immer noch genannt wird. In den 20 Jahren, die ich Belarus bereise, habe ich nicht selten den Eindruck, in das 19. Jahrhundert zurückzureisen. In die Zeit, als nationale Bewegungen um Kulturräume und Deutungshoheiten gefochten haben, um so die Nation als „vorgestellte Gemeinschaft“ (Benedict Anderson) zu manifestieren. Mein Eindruck mag denjenigen verwundern, der Belarus nur aus Presse, Funk und Fernsehen kennt. Schließlich ist das Land zwischen Polen und Russland hierzulande vor allem als irgendwie russisch-sowjetisch geartetes „Freilichtmuseum des Sozialismus“ – und als „letzte Diktatur Europas“ bekannt. Diesen unrühmlichen Titel hat Putins Russland dem belarussischen Präsidenten Aljaksandr Lukaschenka in diesem Jahr auf tragische Art und Weise abgerungen. Aber in Belarus tobt unterschwellig immer noch ein Kampf der Kulturen. Die Wahl der Sprache – Russisch oder Belarussisch – symbolisiert selbst im 21. Jahrhundert für manche immer noch ein bestimmtes Identitäts-, ein Geschichts- und – für manche – auch ein bestimmtes Politmodell. Demokratie oder Diktatur? Westen oder Osten? Großfürstentum Litauen und Rzeczpospolita oder Zarenreich und Sowjetunion? Die Diskussion über die Sprache löst bis heute beherzt, leidenschaftlich und zuweilen aggressiv geführte Diskussionen in intellektuellen Kreisen aus. Erst vor ein paar Wochen gerieten im Internet der Schriftsteller Alherd Bacharewitsch und die Theatermacherin Taziana Arzimowitsch aneinander. Während Arzimowitsch sich dafür aussprach, zwischen Russisch und Belarussisch wählen zu dürfen, sprach sich Bacharewitsch für das Belarussische als alleinige Sprache der Belarussen aus. Es ist eine typische Diskussion in Belarus.

Heute spricht die Mehrheit der Belarussen Russisch im Alltag. Unterschiedlichen Umfragen zufolge geben nur zwischen drei und 20 Prozent der Bevölkerung an, Belarussisch zu sprechen. Verstehen tun es fast alle, die in Belarus geboren wurden. Die Belarussen sind also mehr oder weniger zweisprachig beziehungsweise dreisprachig. Denn es hat sich aus dem Belarussischen und Russischen auch eine Mischsprache, das Trasjanka (deutsch: Viehfutter), entwickelt. Sie wird vor allem in ländlichen Regionen gesprochen.

Russen aber, die nicht in Belarus geboren sind, dürften ihre Probleme mit der belarussischen Lexik haben, die zu großen Teilen aus dem Polnischen oder auch aus dem Jiddischen stammt. Das Belarussische entwickelte sich seit dem 14. Jahrhundert – auf Grundlage des Altkirchenslawischen, des Altostslawischen, des Ruthenischen und lokaler Einflüsse durch baltische und spezielle slawische Stämme. Um es gleich zu sagen: Das Belarussische ist kein Dialekt des Russischen, sondern eine eigene ostslawische Sprache, eine sehr schöne, melodische sogar, die ihre ganze eigenwillige Kraft in der starken, reichen Tradition der Poesie entfaltet.

Um die besondere Situation der belarussischen Sprache und ihre bis heute andauernde Politisierung und Instrumentalisierung zu verstehen, ist ein Blick in die komplexe Geschichte des belarussischen Kulturraumes unerlässlich.

Als die Republik Belarus mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 ihre Unabhängigkeit erlangte, wurde das Belarussische zur alleinigen Staatssprache erhoben. Eine Sprache, die damals mit einem Bein im Grab stand. Dies war eine Folge der Russifizierung im Zarenreich, zu dem der belarussische Kulturraum seit der Teilung des polnisch-litauischen Doppelstaates, der Rzeczpospolita, durch das Zarenreich, Habsburg und Preußen ab 1772 gehörte. Noch besser kann die schwache Stellung des Belarussischen durch die fehlende historische Staatlichkeit erklärt werden. Denn die Belarussen konnten erst seit 1991 ihr kulturelles Schicksal in die eigenen Hände nehmen. Bis dahin gehörten sie zu größeren Herrschaftsverbänden wie eben dem Zarenreich, dem Großfürstentum Litauen und dem polnisch-litauischen Staat, dessen Nominalkultur ab 1569 auf das Polnische ausgerichtet war. Das Belarussische, das in einer alten Version als Kanzleisprache des Großfürstentums Litauens gedient hatte, verlor spätestens ab Ende des 17. Jahrhunderts an Bedeutung und blieb vor allem auf die Landbevölkerung des belarussischen Kulturraumes beschränkt. Die Städte waren in diesen multiethnischen und -konfessionellen Herrschaftsräumen ohnehin mehrsprachig, häufig dominiert von einer weitgehend jüdischen Bevölkerung wie beispielsweise in Wizebsk, Pinsk oder Mahiljou. Nationale Kategorisierungen spielten in jener Zeit ohnehin keine Rolle. Wer aber sozial aufsteigen wollte, musste Polnisch und später Russisch lernen. Für das Belarussische konnte man sich im wahrsten Sinne des Wortes nichts kaufen. Der bekannte belarussische Philosoph Waljanzin Akudowitsch drückte dies in einem Interview so aus:

„Die ganze Zeit über waren wir verschiedenen politischen Gegebenheiten und kulturellen Einflüssen ausgesetzt. Nie haben wir definiert, wer wir eigentlich sind, die hier auf diesem Territorium leben. Bis zum Beginn des

20. Jahrhunderts und der Gründung einer belarussischen Volksrepublik waren wir scheinbar gar nicht da. Zumindest gab es uns nicht als Staat.“

Das Belarussische existierte also nur im Schatten anderer Kulturen. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich aus belarussischen Emporkömmlingen eine kleine Nationalbewegung, die sich das Belarussische und seine ländliche Kultur auf ihre nationalen Fahnen schrieben. Allerdings war das Belarussische nach dem Zweiten Aufstand von Polen und Belarussen gegen das Zarenreich 1863 verboten worden, sodass die Nationalbewegung einen schwierigen Stand im übermächtigen Zarenreich hatte. Der Zugriff auf einen historischen Raum, der zugleich von polnischen, russischen, litauischen und ukrainischen Nationalen beansprucht wurde, verstärkte die Außenseiterstellung der belarussischen Nationalen. Die Landbevölkerung, die zwar unterschiedliche belarussische Dialekte sprach, sich aber als „Hiesige“ identifizierte, entzog sich diesen nationalistischen Avancen. Problematisch erwies sich auch, dass die meisten Belarussen 1839 zur Orthodoxie übergetreten waren. Gezwungenermaßen. Denn die Unierte Kirche, die de facto als belarussische Nationalkirche fungiert hatte, war durch das Zarenreich aufgelöst worden. Als europäische Grenzregion, in dem sich die lateinische-katholische und die byzantinisch-orthodoxe Tradition als konfessionelles und politisches Modell ineinander schoben, hatten es die Nationalen nicht leicht, ein gemeinsames nationales Band für ein neues Belarus zu konstruieren. So widerspiegeln viele Texte in der Wende zum 20. Jahrhundert, die das Aussterben des Belarussischen oder die schwache belarussische Identität besingen und beklagen, fast eins zu eins die heutige Situation des Belarussischen. Der starke Charakter der Selbstbehauptung der belarussischen Sprache entwickelte sich damals zum Leitthema für junge aufstrebende Autoren wie Jakub Kolas, Janka Kupala, Maksim Harezki oder Franzischak Bahuschewitsch, der im Vorwort seiner Gedichtsammlung „Dudka Belaruskaja“ (ungefähr: Der belarussische Gesang) schrieb: „Vergesst nicht unsere belarussische Sprache, damit wir nicht aussterben.“

Einen schweren Stand hatte das Belarussische auch zur Zeit der Sowjetunion, in der das Russische als Lingua franca dominierte. Das Belarussische wurde in der Sowjetunion in Sprachreformen dem Russischen immer wieder angepasst. Es galt nicht als Ausdruck eines nationalen Selbstbewusstseins, sondern als museales Folklorestück, das in Volksliedensembles, in den Dörfern bei den Alten und in klassischen Gedichten von Jakub Kolas sein Zuhause hatte – aber nicht auf den breiten Prachtstraßen und in den Gesprächen guter kommunistischer Bürger und Künstler. Das Belarussische war zwar bis in die zweite Hälfte der 1920er Jahre der BSSR durch Stalins Sowjetmacht gefördert worden, dann aber in den Jahren der „Säuberungen“

ab Ende der 20er aus akademischen und intellektuellen Kreisen nahezu ausgemerzt worden, indem Künstler, Schriftsteller und Akademiker ermordet oder in den Osten deportiert wurden. Dazu kam die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, die nahezu jedem vierten Belarussen das Leben kostete. Ihrem kulturellen Gedächtnis beraubt, hatte die Sowjetunion ein Leichtes, aus der BSSR eine Musterrepublik zu machen, mit gehorsamen Kommunisten, die Russisch sprachen und nach Osten blickten, um die Hoffnung des Proletariats am Horizont zu finden.

Diesem Soziotop entstammt auch der aktuelle Präsident der Republik Belarus, Aljaksandr Lukaschenka, der 1994 in den bis heute einzigen mehr oder weniger demokratischen Wahlen des Landes gewählt wurde. Er entstammt dem Osten des Landes. Er arbeitete auf einer Kolchose als Direktor. Er spricht Russisch, und er liebt die Sowjetunion und verwandelte Belarus in eine kleine Version der Sowjetunion, wo es noch Kolchosen gibt und den KGB. Er baute die Sicherheits- und Geheimdienstkräfte aus, isolierte und bekämpfte Opposition und Andersdenkende. 1995 gab er seinem neosowjetischen Führungsstil auch die passenden Symbole. In einem Referendum ersetzte er die Staatssymbole, die 1991 eingeführt worden waren. Statt des Wappens Pahonja und der weiß-rot-weißen Flagge – beides Symbole, die auf die Zeit des Großfürstentums Litauen rekurrieren – führte er eine abstrahierte Version des Wappens der BSSR und die Farben der sozialistischen Sowjetrepublik ein: rot und grün. Mittlerweile hat sein System nur noch äußerlich einen sozialistischen Anstrich. Im Inneren gelten scharfe kapitalistische und machterhaltende Regeln, die durch das Regime gesetzt und kontrolliert werden. Lukaschenka hielt lange nicht viel von der belarussischen Sprache, die er im Übrigen auch nicht wirklich beherrscht. Es gebe nur zwei große Sprachen, das Englische und das Russische, hat er mal gesagt. „Auf Belarussisch ließe sich nichts Großes erschaffen.“ Viele Belarussen glauben dieses Vorurteil bis heute, was ihnen von Russen und Sowjets eingetrichtert wurde: Das Belarussische sei ein ärmlicher, bäuerlicher, minderwertiger Dialekt. Ohnehin seien die Belarussen als Ethnie nur eine seichte Abwandlung „des großen russischen Volkes“. Die Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels des Jahres 2013, Swetlana Alexijewitsch, sagte in einem Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, dass sie die belarussische Sprache für „unreif“ und „bäuerlich“ halte. Die Charakterisierung der auf Russisch schreibenden Schriftstellerin (die sie später zurücknahm), löste eine Empörungswelle unter den Belarussischsprachigen aus. Nicht nur, weil es eine törichte Äußerung war, sondern weil sie viele Belarussen, die ohnehin einen stark ausgeprägten Minderwertigkeitskomplex haben, verletzte.

Ab 1995 wurden dem Belarussischen wieder das Russische als Staatssprache zur Seite gestellt. Was aus der kurzen Zeit der Belarussifizierung blieb, waren Straßenschilder und bürokratische Formulare in belarussischer Sprache, die zeitweise nicht einmal von allen Beamten verstanden wurden – wie ich selbst von meiner eigenen Anmeldung zur Eheschließung im Standesamt der Kleinstadt Stoubzy bezeugen kann. Unter Lukaschenka wurde das Belarussische wieder in eine kulturelle Nische gedrängt, marginalisiert, unterdrückt. Den Status einer Staatssprache hat es nur de facto inne. Die meisten staatlichen Fernseh- und Radioprogramme werden auf Russisch gesendet. Zwischen 1990 und 2005 ist die Gesamtauflage von Publikationen auf Belarussisch von 9,3 auf 2,9 Millionen Exemplare gesunken. Ein vollständiges Studium auf Belarussisch ist bis heute nicht möglich. In Minsk gibt es lediglich ein belarussischsprachiges Gymnasium. Viele meiner Freunde träumten in den 1990ern davon, dass ihre Kinder belarussischsprachig werden würden und begannen, sie dementsprechend zu erziehen. Heute sprechen viele dieser Kinder Russisch im Alltag – ganz einfach, weil das Leben vor allem auf Russisch stattfindet. Wer sich entscheidet, im Alltag Belarussisch zu sprechen, muss viele Anstrengungen unternehmen und Widerstände überwinden. Er kommt sich nicht selten wie ein Exot und Fremder im eigenen Land vor. Der Musiker Ljawon Wolski hat diesen Umstand in seinem Song „Tschuschy“ (Fremd) besungen. Zudem befindet sich der Belarussischsprachige häufig in der Position, sich für das Belarussische erklären zu müssen. Mit dem Belarussischen fällt man auf. Man braucht also einen starken Willen und eine gewisse Kampfeslust, um das Belarussische zu seiner Sprache zu machen. Die Selbstbehauptung gegenüber äußeren Widerständen steckt dem Belarussischen also sozusagen in den Genen.

Zur Zeit von Perestroika und Glasnost ab Mitte der 1980er Jahre hatten die jungen Nationalen von einer „belarussischen Wiedergeburt“ geträumt (wie ihre Sinnesgenossen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) – und damit von einem Staat, in dem die belarussische Kultur zur Nominalkultur würde. Diese romantischen Träumereien fußten auf der falschen Annahme, dass man die Belarussen zum Belarussischen erziehen könnte. Die kurze Zeit der Belarussifizierung zwischen 1991 und 1994 dürfte vielen russischsprachigen Belarussen eher Angst als Freude bereitet haben. Schließlich ist Belarus vor allem nach dem verlustreichen Zweiten Weltkrieg zu einem Einwanderungsland für Russen oder auch Ukrainer geworden, die in der Industrialisierung und Modernisierung der BSSR ihr Glück suchten oder die zum Militärdienst nach Belarus kamen. Zudem verbanden viele Belarussen Anfang der 1990er Jahre mit der Sowjetunion vor allem positive Gefühle, da der Lebens- und Bildungsstand der Belarussen in der sowjetischen Zeit vergleichsweise hoch gewesen war. Dennoch hob sich gerade ab Anfang der 90er eine neue

Generation von jungen Musikern, Literaten und Schriftstellern hervor, die gefüttert von den nationalromantischen Träumen ihrer Eltern und von ihrer rebellischen Anti-Haltung gegenüber dem Sowjetregime nach alternativen Identitätsmodellen suchten und so zum Belarussischen kamen – und damit zu einem alternativen Geschichtsmodell, in dem man versuchte, die Sowjetmythologie hinter sich zu lassen und sich für die Zeit vor dem Zarenreich zu interessieren. Selbstredend führte auch dies mitunter zu einem nationalistisch verzerrten Geschichtsbild. Musiker von Bands wie Krama, Mroya oder Ulis entschieden sich für eine belarussischsprachige Musik, weil diese „neu“ und aufregend war und man sich von der weitgehend russischsprachigen Musik abhob.

Einer Band wie N.R.M. gelang es dann ab 1994, das Belarussische zu popularisieren und für Jugendliche interessant zu machen. Die Generation, die mit den hymnischen Liedern dieser Punkrock-Band um den charismatischen Sänger Ljawon Wolski aufwuchs, nennt man bis heute „Generation N.R.M.“. Die „Unabhängige Republik der Träume“, die sich kritisch gegen die damals junge Autokratie des Präsidenten Lukaschenka positionierte, wurde zum Sammelbecken für Jugendliche, die anders sein wollten, die sich gegen die Re-Sowjetisierung des Landes durch das neue Regime stemmten und die sich gegen eine Gesellschaft wehrten, die rückwärts in die Sowjetunion marschierte und die ihnen Werte wie Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung verwehrte.

Lukaschenka politisierte und dämonisierte das Belarussische als Sprache der gesamten Opposition (wobei die Sprache tatsächlich nur von national orientierten Parteien wie der BNF² benutzt wurde) und der Faschisten. Denn zur Zeit der Nazi-Okkupation hatten die deutschen Nazis anfangs versucht, die belarussischen Nationalen auf ihre Seite zu ziehen – mit der Förderung von belarussischen Schulen und Zeitungen. Wer in Minsk in den 1990ern in der Öffentlichkeit Belarussisch sprach, wurde nicht selten schief angeschaut, als Oppositioneller verdächtig und zuweilen als Faschist beschimpft. Das Belarussische wurde so durch das Regime marginalisiert. Doch die kulturelle Kraft, die das Belarussische durch die Künstler der 90er erfuhr, brachte in den Nullerjahren wiederum eine neue Generation von Schreibern, Künstlern und Verlegern hervor. Diese Generation, zu der Autoren wie Wiktor Martinowitsch, Wolha Hapeewa, Artur Klinau, Alherd Bacharewitsch oder Walschyna Mort (die heute in den USA lebt) gehören, führte das Belarussische als Kultursprache und als alternativen Kulturcode zum bestehenden „offiziellen Kultursystem“ zu einer kleinen Blüte, die bis heute andauert. Das Belarussische etablierte sich in einer urbanen Umgebung als Ausdrucksform einer Kulturelite, wurde so zu einem alternativen Kulturmodell abseits der „offiziellen“ Gesellschaft und in urbanen Kreisen zu einer Modesprache,

deren Entwicklung auch möglich wurde, weil das Regime die Politisierung der belarussischen Sprache punktuell zurückschraubte – auch, weil es selbst in ständigen Konflikten mit Russland auf der Suche nach einem neuen Identitätsmodell war und ist. Diejenigen, die im unabhängigen Belarus groß geworden sind und sich nicht mehr an die Sowjetunion erinnern können, lassen sich kaum noch lange mit dem Mythos der Partisanen, mit Paraden zum „Tag des Sieges“ und mit dem Sowjetkult locken. Das Regime, das ohnehin sehr technokratisch veranlagt ist und weniger kulturell orientiert, braucht langfristig ein neues attraktives Identitätsmodell, um sein Überleben zu sichern. Der Quicklebendigkeit und Kreativität, die sich um das belarussischsprachige Paralleluniversum entwickelt hat, hat das Regime wenig entgegenzusetzen, um junge Leute für sich zu gewinnen.

Eine Entwarnung für die Belarussischsprachigen soll dies in keinem Fall sein. Ihre Sprache hat nach wie vor einen schweren Stand in diesem von Regimeseite geführten „Kulturkampf“. Und diejenigen, die sie sprechen und die in ihr Kulturarbeit leisten, gehen mitunter ein größeres Risiko ein, mit dem Regime in Konflikt zu geraten oder Aufmerksamkeit durch den KGB zu erzeugen. Ein Beispiel ist die Schließung des Literaturverlages Lohwinau im Jahr 2013, der sich zum Dreh und Angelpunkt der quicklebendigen alternativen literarischen und künstlerischen Welt in Belarus entwickelt hatte. Allerdings ist bei den Jüngeren im urbanen Umfeld mitunter ein stärkerer Pragmatismus zu beobachten, wenn es darum geht, vom Russischen oder Belarussischen und vice versa zu wechseln. Zu dieser Entwicklung dürfte auch jemand wie Sergej Michalok beigetragen haben, der mit seiner Band Ljapis Trubezkoi im ganzen russischsprachigen Raum große Erfolge feierte. Die Band stammte aus Minsk und sang bis 2007 vor allem auf Russisch ironisch-clowneske Rock- und Popstücke. Mit dem Album „Manifest“ im Jahr 2008 wandte sich Michalok auch dem kämpferischen belarussischsprachigen politischen Agitprop zu, ohne aber die russische Sprache als künstlerisches Ausdrucksmittel ganz aufzugeben.

Auch der Konflikt zwischen der Ukraine und Russland brachte neue Zeichen dafür, dass Lukaschenka zumindest auf der Suche nach neuen nationalen Symbolen und Ausdrucksformen ist. Die traditionelle Rede zum „Tag der Unabhängigkeit“ am 7. Juli 2014 hielt er auf Belarussisch. In einer anderen Rede im September forderte der Präsident, dass das Belarussische in den Schulen gefördert werden müsse. Auch sein Premierminister Michail Mjasnikowitsch wurde im Oktober 2014 beim Halten einer Rede auf Belarussisch ertappt. Lukaschenka ist bekannt dafür, in schwierigen Situationen Nebelbomben strategisch gut platzieren zu können. Deswegen sind solche Zeichen und Äußerungen mit Vorsicht zu genießen. Von voreiligen Schlüssen ist bei einem Präsidenten wie

Lukaschenka abzusehen. Ob sie tatsächlich substanzielle Änderungen für das Belarussische nach sich ziehen, bleibt abzuwarten.

Dennoch: Trotz widrigster Umstände hat die belarussische Sprache bis heute überlebt. Das Belarussische gehört zu den Sprachen, die aus ihrem Überlebenskampf, aus ihrem Willen zur Selbstbehauptung und zur Haltung eine starke kulturelle Kraft beziehen und so immer wieder starke Persönlichkeiten hervorbringen. Ich hoffe sehr, dass das Belarussische auch in Zukunft seinen wertvollen Beitrag zu einer lebendigen europäischen Kultur beitragen kann. Und dabei können wir helfen, indem wir im Westen endlich akzeptieren, dass das Belarussische ein Recht hat, von uns als eigenständige Kultur wahrgenommen und respektiert zu werden.

¹ Hinweis der Herausgeber: Bei der Übertragung der belarussischen Eigennamen wurde die deutsche Dudentranskription verwendet.

² Hinweis der Herausgeber: Belarussische Volksfront.

Iryna Herasimovich

Ein Text, den ich in meinem Heimatland nur im Falle meiner Ausreise veröffentlichen würde



*Iryna Herasimovich, Manuel Leppert in der Gedenkstätte
Andreasstraße, 30.10.2014*

Als ich an diesem Text arbeitete, wusste ich, dass ich, hier vor Ihnen sitzend¹, Angst haben werde. In Vorfreude auf diese Veranstaltung war ich, aber auch in Vorangst. Wohin mit der Vorfreude, wusste ich sofort, wohin mit der Vorangst, nicht. Loswerden kann ich diese Angst nicht, deswegen stelle ich sie aus. Das tu ich gleich im ersten Satz dieses Textes. Gleich im ersten Satz dieses Textes habe ich meine Angst ausgestellt, mich selbst habe ich ausgestellt, aber auch die Sprachsituation in einem Land, aus dem kommend man Angst hat, wenn man über die eigene Muttersprache öffentlich was zu sagen hat.

Meine Angst steht also da, gleich im ersten Satz ausgestellt, mit meiner Vermutung geschmückt, dass sie, diese Angst, etwas zu der Sprachsituation in meinem Land beiträgt, die ich heute als Thema habe.

Von dieser Angst gehe ich aus, wenn ich diesen Text schreibe, wenn ich jetzt vor Ihnen spreche. Ich schlage vor, wir schauen uns diese Angst genauer an: Worin besteht sie?

Die oberste Schicht meiner Angst ist aus meinen früheren Erfahrungen gewoben, die ich sammeln durfte, wenn ich mich in den Situationen befand, in denen ich die Sprachsituation in meinem Land für Außenstehende darzustellen hatte. Sehr oft habe ich dabei Menschen getroffen, die von mir, einer unterdrückten und durchdiktatorisierten Belarussin, gerne die verbreitete herzerreißende Erzählung hören wollten, wie meine belarussische Muttersprache in meinem Heimatland unterdrückt und verfolgt wird und wie diese Sprache einzig und allein dazu dient, den Nöten und Hoffnungen der freien, offenen, selbstbewussten und europäisch orientierten Belarussen Ausdruck zu geben. Ich frage mich, ob diejenigen, die an einer solchen Erzählung meinerseits Freude hätten, wissen, was das für Nöten und Hoffnungen sind? Also, die Nöten erscheinen oft in der Gestalt von bösen Verkäuferinnen im Supermarkt, von Kollegen, Freunden oder Familienmitgliedern, die sich weigern, die schöne melodische belarussische Sprache als ihre einzige Rettung aus unseren großzügigen Händen dankend entgegenzunehmen und stattdessen es sich erlauben, zum Beispiel zu schimpfen, wenn sie ein Wort aus unserem belarussischen Munde nicht verstanden haben. Ab und zu neigen diese Verkäuferinnen, Postmitarbeiter oder sonstige Sterbliche, die wir mit unserem belarussischen Worte zu beglücken gedacht haben, auch dazu, den Satz „Reden Sie doch normal“ oder Ähnliches auszusprechen. Das ist eine reiche Beute, da kann man sich noch mindestens stundenlang, je nach der Übung auch tagelang mit den Gleichgesinnten über die Borniertheit des Volkes austauschen, das es nicht vermag, die schöne, melodische belarussische Sprache anständig zu lieben und zu schätzen.

Die geschichtlichen Entwicklungen, die sonst für die sogenannten bewussten Belarussen eine große Rolle spielen, werden an dieser Stelle ausgeblendet. Und zwar genau an der Stelle, an der es darum geht, zu hinterfragen, warum es zu der Situation gekommen ist, dass nicht unbedingt jede Verkäuferin im Supermarkt Belarussisch kann.

Die Hoffnungen dieser bewussten Belarussen äußern sich des Öfteren in der für Außenstehende kaum verstehbaren, für die bewussten Belarussen ebenso nicht wirklich rationalisierten, allerdings keiner Rationalisierung bedürftigen, dafür aber zutiefst emotionalen Formel „Schywe Belarus“ – Es lebe Belarus.

Ja, ich habe Angst, Außenstehende zu treffen, die solch eine Vorstellung von der Sprachsituation haben. Noch mehr Angst habe ich davor, in Belarus die beschriebene Kategorie der Sprachträger wahrzunehmen. Das sind oft Menschen, die viel für die Sprache und Kultur getan haben und tun, was ich sehr schätze, die aber mit dieser Haltung der Sprache gegenüber meinen Verstand zum Versagen bringen.

Mein Problem besteht darin, dass ich ganz viel mit der Sprache anfangen kann, sie ist mein tägliches Brot letzten Endes. Mit den nationalen Kategorien kann ich dagegen gar nichts, aber wirklich ganz und gar nichts anfangen. Die belarussische Sprache und die eigentlich sehr nationalistische Haltung sind bei dieser Kategorie der Sprachträger voneinander kaum zu trennen. Da gerate ich ständig in Verwirrung. Ich weiß nicht, wer „DIE Belarussen“ sind, was ihre große Geschichte ist, warum es so wichtig ist, UNSERE und dabei aber nur wirklich unsere, unverkennbar unsere, und Gott bewahre aus dem Polnischen, geschweige denn aus dem Russischen eingeschlichenen Wörter zu benutzen. Mir wird übel, wenn ein Theaterkritiker bei einer Veranstaltung von der belarussischen Theaterkunst im Mittelalter spricht, selbstverständlich mit der Akzentuierung, dass vieles, wenn nicht alles hier, bereits früher da war als in Russland, wir sind schließlich Europäer – und keiner der weit über 100 Teilnehmer hinterfragt, was denn Belarus im Mittelalter war? Alle nehmen die Information an und platzen fast vor Stolz, Europäer zu sein. Schlimm ist nicht dieser Stolz, sondern das ausbleibende Hinterfragen. Dass es nicht mal den Namen Belarus zu der Zeit gab, wird komplett ausgeblendet.

Ich habe Angst davor, mit diesen Leuten über die Sprache zu sprechen, sprechen zu müssen, wenn sich beispielsweise herausstellt, dass ich als Übersetzerin ins Belarussische im Alltag und darüber hinaus auch öffentlich zwei Sprachen benutze: Russisch und Belarussisch. Ich als Übersetzerin ins Belarussische sage nie, dass man unsere schöne melodische belarussische

Sprache retten soll. Ganz im Gegenteil, ich sage, dass man es mit der Rettung lieber lassen soll, das wird der Sprache bestimmt guttun, wenn man sie nicht rettet. Eine andere Auslegung der sprachlichen Situation als die Feststellung der gewaltigen Ausrottung, angefangen im Zarenreich bis hin zu Lukaschenka², mit dem bitteren und stolzen Beigeschmack der eigenen wichtigen Rolle als Retter wird nicht akzeptiert. Dass eine andere Sicht von einem belarussisch sprechenden Menschen vertreten wird, geht schon gar nicht. Es ist erstaunlich, dass man erwartet, dass belarussischsprachige Menschen auch gleiche Meinungen haben, was zum Teil durchaus stimmt, aber trotzdem nicht erwartet werden darf. Die Belarussischsprachigen sind schon irgendwie heilig, und wenn sie sich „falsch“ äußern, zum Beispiel Russland in der heutigen Situation nicht stark genug verurteilen, werden sie selbst gehetzt, weil das auf die belarussischsprachige Community einen vermeintlichen Schatten wirft, den es mit allen Mitteln, auch unter Einsatz ekligster Hetzerei, zu beseitigen gilt. Soviel zur Offenheit, zu Demokratie und europäischer Ausrichtung.

Meine Vermutung, wegen der ich öfter als Nestbeschmutzerin gelte, ist, dass die übereifrige Rettung der Sprache derselben Sprache mehr schadet als der autoritäre Staat und Lukaschenka. Ich will nicht sagen, dass Lukaschenka an der heutigen Situation mit dem Belarussischen keinen Anteil hat. Doch. Ich bewege mich allerdings nicht in den Kreisen von Lukaschenka, wo ich nichts ändern kann, sondern in den kulturellen Kreisen, wo es scheint, dass ich was ändern könnte, aber es scheint nur so. Ich kann allerdings darüber sprechen.

Warum treffe ich die Einschätzung, dass diese Haltung der belarussischsprachigen Sprache schadet? Stellen Sie sich vor: Wie ginge es Ihnen, wenn Sie zum Beispiel eine Verkäuferin wären und am Ende Ihres langen Arbeitstages ein unverständliches Wort von einem der Kunden gehört hätten, und als Sie nachfragen, was er oder sie denn genau wollte, hätten Sie eine durchaus aufschlussreiche, aber am Ende Ihres Arbeitstages völlig fehl platzierte Ausführung bekommen zu der Bedeutung der belarussischen Sprache und dazu, wie sehr Sie sich schämen sollten, dass Sie die Sprache nicht beherrschen und das im eigenen Lande?! Und die Situation ist nicht mal wirklich übertrieben.

Viele Menschen, die sich für das Belarussische entschieden haben, machen diese Sprachentscheidung zum Zentrum ihres Lebens. Also nicht der Inhalt ist das Wichtigste, sondern, dass es auf Belarussisch ist. Das löst beim jeweiligen Gegenüber Beklemmung und Aggression aus. Bei mir auch. Ich gebe meiner Aggression Ausdruck, indem ich mit den Menschen, die ich als russischsprachig kannte und die sich aber zur belarussischen Sprache bekannt

haben, nur Russisch spreche und mein Vergnügen darin finde, dass sie mir nicht vorwerfen können, des Belarussischen nicht mächtig zu sein.

Die belarussische Sprache wird in Belarus somit oft zum Ort der Zuflucht für die Menschen, die eine Idee brauchen. Und wie jede Idee braucht die Idee der belarussischen Sprache eine Abgrenzung, Helden und Opfer.

Ich bin nicht sicher, dass die eifrigen Sprachretter es brauchen, dass Belarus belarussischsprachig wird: Wohin dann mit ihrer Auserwähltheit, mit dem Opfer- und Heldenstatus? Aber es wird sich schon etwas finden. Belarussisch als Sprache ist wenig normiert, was ich als Übersetzerin prächtig finde und was mir erlaubt, ganz viele Sprachregister in meiner Arbeit zu nutzen. Aber es ist ermüdend, jedes Mal die gleiche Kritik zu bekommen, es wäre nicht so wirklich reines Belarussisch. Dabei ist es mit dem Belarussischen so eine Sache: entweder rein oder lebendig. Ich entscheide mich für das Letztere und gebe den sprachlichen Höllenhunden bewusst noch etwas Futter.

Wie gesagt, die Menschen, die sich für das Belarussische entscheiden, sind stolz auf ihre Entscheidung, sie fühlen sich besser und auserwählt. Davor habe ich auch Angst. Weil ich nicht weiß, wohin mit meinem Unbehagen: Wenn ich von jemandem höre, er oder sie hätte schon seit drei Jahren kein Wort Russisch gesprochen, da fühle ich ein Unbehagen, als würde mir jemand sagen: Seit drei Jahren benutze ich nur einen Arm. Gut für dich, aber wozu? Aber wir wissen bereits: Hinterfragen ist in diesen Kreisen keine Stärke.

Solch ein Sprachgebrauch beraubt der Sprache ihrer existenziellen Funktion: ein Mittel zu sein, mit dem der Mensch sich selbst zum Ausdruck bringen kann – sich selbst, also das Individuelle und das Abweichende, sowohl im Inhalt als auch im Ausdruck. Ich habe Angst vor solchen sprachlichen Zerberi, weil ich, wenn es um die belarussische Sprache geht, sehr dünnhäutig und sehr verwundbar bin. Belarussisch ist meine Großmuttersprache, die Sprache meiner Großmutter, bei der ich aufgewachsen bin. Meine Großmutter war Vertreterin einer ganz anderen Kategorie der belarussischen Sprachträger: Sie lebte ihr Leben lang auf dem Lande im Westen von Belarus, kam ursprünglich aus einer polnischsprachigen Familie, war im Krieg als Kind alleine geblieben, hatte nur zwei Klassen der Schulausbildung genießen können, ihre Sprache war dieser west-nördliche belarussische Dialekt, in dem sie im reifen Alter Gedichte zu schreiben begann. Und es war mir bis zu ihrem Tod wichtig, dass sie meine Übersetzungen sprachlich versteht.

Das heutige Belarussisch ist eine Sprache, die sich rasch entwickelt, die aus den Dialekten und aus ihrer Vergangenheit schöpfen kann. Das ist ein Geschenk für mich als Übersetzerin, in einer Sprache zu arbeiten, die vieles

zulässt: Und trotz der Äußerungen von den sprachlichen Zerberi schmugge ich die Sprache aus meiner Kindheit in literarische Texte und auf die Bühne. Ein großes Ereignis 2014 war für mich die Premiere eines Stücks, das ich übersetzt habe. Meine Eltern haben sich das Stück angeschaut. Ich war zu der Zeit in einem anderen Land. Nie habe ich an einem Abend so viele Nachrichten von meinen Eltern bekommen: In diesen Nachrichten standen die charakteristischen Wörter, die sie von meinen Großeltern kannten und auf der Bühne wiedererkannt haben.

Wenn ich an solche Situationen denke, ist meine Angst weg, ich fühle mich in meiner Sprache zu Hause, ich fühle mich stark. Mein Selbstbefinden in dieser Situation ist nur ein Beispiel für die vitale Pulsation der belarussischen Sprache, die mich behaupten lässt, dass diese Sprache weiterleben wird, und umso besser, wenn die eifrigen Retter ihre Finger von ihr lassen. Eine Sprache sollte gelebt und nicht wie eine Monstranz vor sich hergetragen werden.

¹ Der Duktus des Vortrags wurde im Wesentlichen beibehalten.

² Hinweis der Herausgeber: Statt der russischen Schreibweise Lukaschenko wurde hier die belarussische Schreibweise Lukaschenka verwendet.

Sabine Bode ist Journalistin und Buchautorin und lebt in Köln. Sie begann als Redakteurin beim „Kölner Stadt-Anzeiger“. Seit 1978 arbeitet sie freiberuflich als Journalistin und Buchautorin und arbeitet für die Kulturredaktionen des Hörfunks von WDR und NDR. In ihren Büchern beschäftigt sie sich unter anderem mit den Auswirkungen der Weltkriege auf die Nachgeborenen in zweiter und dritter Generation.

www.sabine-bode-koeln.de

Prof. em. Dr. Ulla Fix ist Sprachwissenschaftlerin und emeritierte Professorin für deutsche Sprache der Gegenwart an der Universität Leipzig. Ihre Arbeitsfelder sind unter anderem Textlinguistik, Stilistik und Diskurslinguistik. Vor allem gilt ihr Interesse Untersuchungen zum Sprachgebrauch und Kommunikationsverhalten in totalitären Systemen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der DDR. Dazu liegt die Publikation „Sprache, Sprachgebrauch und Diskurse in der DDR“ vor.

Prof. Ines Geipel ist in Dresden geboren und in Thüringen aufgewachsen. Nach einer Leistungssport-Karriere in der DDR und einem Germanistik-Studium in Jena floh sie im Sommer 1989 in die Bundesrepublik. Seit 1996 ist sie als Schriftstellerin tätig, seit 2001 Professorin für Deutsche Verssprache an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“. Außerdem ist sie Mitbegründerin des „Archivs unterdrückte Literatur in der DDR“ und hat vielfach zu Nachwendethemen veröffentlicht. 2014 erschien ihr Buch „Generation Mauer. Ein Porträt“ im Klett-Cotta Verlag.

ines.geipel@gmx.de

Iryna Herasimovich ist als freie Übersetzerin, Kulturmanagerin und Kuratorin in Minsk/Belarus tätig. In Belarus war sie bis 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Deutschlandstudien und arbeitete an Projekten des Goethe Instituts. Zudem übersetzte sie die Werke zahlreicher deutscher

Autoren ins Belarussische. Als Kulturmanagerin konzipiert und veranstaltet sie Projekte in den Bereichen Theater, Literatur und Bildende Kunst.

www.herasimovich.wg.vu

Dr. Annette Leo ist Historikerin und Publizistin. 1982 promovierte sie zum Thema „Spanische Arbeiterkommissionen im Kampf gegen das Franco-Regime“. Sie war Mitbegründerin der ersten alternativen Zeitung der DDR „die andere“ und Pressesprecherin der Fraktion Bündnis 90 in der Ostberliner Stadtverordnetenversammlung. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin war sie unter anderem für das Prenzlauer Berg Museum, das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin und das Historische Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena tätig. 2008 wurde ihr der Annalise-Wagner-Preis verliehen.

www.histinst.uni-jena.de

Manuel Leppert ist seit 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Ettersberg, davor war er für das Goethe-Institut und den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) in der Ukraine tätig. Von ihm sind Publikationen zu Belarus, Russland und der Ukraine erschienen.

leppert@stiftung-ettersberg.de

Prof. Dr. Christian Meier ist emeritierter Professor für Alte Geschichte an der Ludwig-Maximilian-Universität München. Er zählt zu den bekanntesten Historikern Deutschlands und wurde für seine wissenschaftliche Arbeit mit zahlreichen Auszeichnungen geehrt. Bereits 2010 hat er sich in seinem Werk „Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns“ mit dem öffentlichen Umgang mit traumatischer Vergangenheit beschäftigt.

Solveig Negelen ist seit 1998 als Referentin für politische Bildung in der Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen e.V. tätig. Hier entwickelt und organisiert sie thüringenweit, im Verbund mit anderen Heinrich-Böll-Landesstiftungen oder der Bundesstiftung Seminare, Fachtagungen, Exkursionen, Ausstellungen und Publikationen zu den Themen Zeitgeschichte, Demokratie,

Bildung, Inklusion, Stadtentwicklung, Drogenpolitik, Politikmanagement, Kunst und Kultur.

negelen@boell-thueringen.de

Ingo Petz ist Journalist und Schriftsteller. Er gilt als einer der profiliertesten Kenner der Republik Belarus, besonders der zeitgenössischen Kunst- und Musikszene – so gab er beispielsweise das „Red Book of Belarusian Music“ heraus, eine CD-Compilation mit belarussischen Musikern. Darüber hinaus ist er Vorstandsmitglied der deutsch-belarussischen Gesellschaft.

www.ingopetz.com

Dr. Peter Radtke ist Autor und Schauspieler. Er ist Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien“ und seit 2003 Mitglied des Deutschen Ethikrates. Neben seinem Einsatz für die Gleichberechtigung behinderter Menschen, für den er mit verschiedenen Ehrungen ausgezeichnet wurde, beschäftigt er sich mit dem Thema Sprache als Verantwortung und formuliert die These, dass es keinen „gedankenlosen“ Umgang mit Sprache gibt.

www.peter-radtke.de

Prof. Dr. Matthias Rogg ist Oberst, Neuzeithistoriker und seit 2010 Direktor des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden. Zudem hat er seit 2013 eine Professur für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität der Bundeswehr Hamburg inne. In seiner wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt er sich mit Militär- und Kulturgeschichte, DDR-Geschichte sowie dem Bereich der historischen Bildung.

www.mhmbw.de

PD Dr. Annegret Schüle ist Kuratorin des Erinnerungsortes Topf & Söhne sowie Privatdozentin am Lehrstuhl für Neuere und Zeitgeschichte an der Universität Erfurt. 2002 begann sie mit der Erforschung der Geschichte des

Unternehmens J. A. Topf & Söhne, das KZ-Öfen baute und die Gaskammern in Auschwitz mit Lüftungstechnik ausstattete. Ab 2005 war sie im Auftrag der Stadt Erfurt mit dem Aufbau des Erinnerungsortes Topf & Söhne auf dem ehemaligen Firmengelände betraut, den sie heute leitet.

www.topfundsoehne.de

Toralf Staud ist freier Journalist. Er arbeitete während und nach seinem Studium der Journalistik und Philosophie unter anderem für AP, MDR Info, die Sächsische Zeitung, Neues Deutschland, die tageszeitung und Die Zeit. Von 1998 bis 2005 war er Politik-Redakteur der Zeit in Hamburg und später in Berlin. Gemeinsam mit Nick Reimer erhielt er im Jahr 2012 den Otto-Brenner-Preis in der Kategorie Medienprojektpreis für die Online-Plattform „Der Klima-Lügendetektor“.

<http://blog.zeit.de/stoerungsmelder>

Prof. Dr. Alexander Thumfart ist Politikwissenschaftler und lehrt seit 2011 als außerplanmäßiger Professor Politische Theorie an der Universität Erfurt. Hierbei beschäftigt er sich vor allem mit der Transformation Ostdeutschlands sowie mit Gerechtigkeitstheorien und Theorien des Humanismus. Als Kommunalpolitiker ist er zudem seit 2004 im Erfurter Stadtrat aktiv und hat den Vorsitz der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN inne.

www.uni-erfurt.de/politischetheoriethumfart

Dr. Peter Wurschi arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Ettersberg und ist Lehrbeauftragter an der Universität Erfurt. Er promovierte über jugendliche Subkulturen im thüringischen Raum (zwischen 1953 und 1989). Nicht erst seitdem interessiert ihn die sozialistische Provinz und die Menschen, die darin lebten. Ab 2006 war er am Aufbau der Gedenk- und Bildungsstätte in der Erfurter Andreasstraße beteiligt. In der Stiftung Ettersberg ist er für die Veranstaltungen und die Bildungsarbeit zuständig.

wurschi@stiftung-ettersberg.de

Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen e. V.

Die Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen e.V. ist das grüne politische Landesbildungswerk. Wir veranstalten – eigenständig oder mit Kooperationspartnern – Seminare, Tagungen, Lesungen. Außerdem veröffentlichen wir Studien und Gutachten oder bieten Bestellvorträge und Ausstellungen an.

Wir sind ein unabhängiger Teil der bundesweiten Heinrich-Böll-Stiftung mit Sitz in Berlin.

Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen e. V.

Trommsdorffstraße 5 | 99084 Erfurt
Telefon: 0361 55532-55 | Fax: 0361 55532-53
info@boell-thueringen.de | www.boell-thueringen.de

Stiftung Ettersberg

Die Stiftung Ettersberg ist der vergleichenden Erforschung europäischer Diktaturen und der Aufarbeitung der SED-Diktatur gewidmet. Sie ist ein Forum des Dialogs zur Aufarbeitung der deutschen und europäischen Diktaturgeschichte und der Stabilisierung junger Demokratien. Seit 2012 ist die Stiftung Trägerin der Gedenk- und Bildungsstätte Andreasstraße in der ehemaligen Untersuchungshaftanstalt des MfS in Erfurt.

Stiftung Ettersberg, Geschäftsstelle

Jenaer Straße 4 | 99425 Weimar
Telefon: 03643 4975-0 | Fax: 03643 4975-22
weimar@stiftung-etttersberg.de | www.stiftung-etttersberg.de

Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz

Der Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz ist der einzige Ort in der europäischen Erinnerungslandschaft, der auf einem historischen Firmengelände die Verbindung der Industrie mit dem nationalsozialistischen Menschheitsverbrechen dokumentiert. Zu sehen sind die Dauerausstellung „Techniker der ‚Endlösung‘“ und Sonderausstellungen. Wir bieten Veranstaltungen, Führungen und Projekte an und sind Zweigstelle der Stadt- und Regionalbibliothek Erfurt.

Landeshauptstadt Erfurt, Stadtverwaltung

Erinnerungsort Topf & Söhne – Die Ofenbauer von Auschwitz
Sorbenweg 7 | 99099 Erfurt
Telefon: 0361 655-1681 | Fax: 0361 655-7152
topfundsoehne@erfurt.de | www.topfundsoehne.de

HEINRICH BÖLL STIFTUNG

www.boell.de



www.boell-thueringen.de



www.stiftung-etttersberg.de

Erinnerungsort



Topf & Söhne
Die Ofenbauer von Auschwitz



in Kooperation mit



Stiftung Gedenkstätten
Buchenwald und Mittelbau-Dora

www.topfundsoehne.de

ISBN: 978-3-943098-10-5
Weimar | Erfurt 2015